

ÜBER TAGE

IN DER METROPOLE RUHR

DIE SCHÖNSTEN TEXTE

AUS DEM LITERATURWETTBEWERB



KLARTEXT

Till Beckmann, Kathrin Butt, Ulrich Matthes (Hg.)
Über Tage in der Metropole Ruhr

**Till Beckmann, Kathrin Butt,
Ulrich Matthes (Hg.)**

Über Tage in der Metropole Ruhr

**Die schönsten Texte
aus dem Literaturwettbewerb**

Mit finanzieller Unterstützung durch:



1. Auflage Mai 2010

Satz und Gestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Umschlaggestaltung: Mischa Lorenz, www.dlm-dax.de

Titelbild: Brigitte Kraemer

Druck und Bindung: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

© Klartext Verlag, Essen 2010

ISBN 978-3-8375-0400-2

Alle Rechte vorbehalten

www.klartext-verlag.de

Inhalt

„Entweder du gehst weg, oder du versuchst hier was zu reißen. Diese zwei Optionen hast du.“ (<i>Till Beckmann</i>)	7
Frau Duda (<i>Julia Sandforth</i>)	9
Laudatio zu „Frau Duda“ (<i>Kathrin Butt</i>)	11
Prinz Promill (<i>Nina Behrmann</i>)	13
Laudatio zu „Prinz Promill“ (<i>Helmut Wenderoth</i>).....	19
Fünf Minuten im 160er (<i>Victoria del Valle</i>)	21
Laudatio zu „Fünf Minuten im 160er“ (<i>Stephanie Dressler</i>)	24
bochumer herbst (<i>Michael Starcke</i>)	25
in meiner stadt (<i>Michael Starcke</i>)	27
Guter Ort (<i>Enis Maci</i>)	29
Pampelacke statt Playdoh (<i>Simone Hollenhorst</i>)	31

Hochofen Nr. 5 (<i>Jonas Podlecki</i>)	35
Die Nacht des Huhns (<i>Willi Thomczyk</i>)	37
Pottasche (<i>Frauke Pahlke</i>)	47
Der Soldat Hauptgefreiter Schalke (<i>Roman Milenski</i>)	53
Glück auf (<i>Susanne Krueger</i>)	69
Heimatliche Grüße aus der Ferne (<i>Michael Moll</i>)	71
Mittwoch, 24.02. (<i>Moritz Mannhardt</i>)	77
Kick it like Meryem (<i>Jan Wilms</i>)	79
Laubfrosch und Pferdeklops (<i>Matthias Möde</i>)	85
Zweifache Ausführung (<i>Jens E. Gelbhaar</i>)	93
Imbiss (<i>Maren Bielarz</i>)	97
schlafenszeit (<i>Michael Spyra</i>)	99
Bericht eines Zuwanderers (<i>Jörg Stanko</i>)	101

**»Entweder du gehst weg,
oder du versuchst hier was zu reißen.
Diese zwei Optionen hast du.«**

Kolja nahm einen entschlossenen Zug aus seiner vierten Fiege-Flasche. Es war Sommer, wir hatten das Abitur in der Tasche, eine nervenaufreibende VW-Bus-Tour durch Italien, Spanien und Portugal hinter uns und keinen richtigen Plan, wie es weiter gehen sollte.

Der Mond von Wanne-Eickel ging langsam unter und wir schmiedeten weiter Zukunftspläne.

Koljas Satz schenkte ich in dieser Nacht wenig Beachtung. Umso erstaunlicher ist es, dass er jetzt in meinem Leben eine zentrale Rolle spielt. Ich versuche nämlich hier was »zu reißen«.

Ein Produkt dieser Bemühung ist der »Ruhrgebiets-Literaturwettbewerb«, dessen Höhepunkte sie gerade in den Händen halten.

Alles fing an in der Garderobe der Flottmannhallen. Hinter mir lag eine grandiose Theaterstunde mit Frank Wickermann in Höchstform, das Stück hieß »Ich bin ein guter Vater« und der Autor dieses Werks überreichte einem glücklichen Regisseur und einem ebenso zufriedenen Schauspieler als Premierengeschenk Bücher von Ralf Rothmann.

Ein Titel brannte sich sofort in mein Gedächtnis ein: »Stier«. Der Autor überreichte dem strahlenden Regisseur das Buch mit den Worten »das musst du lesen«. Auch den anderen Titel vergaß ich trotz anschließender Premierenfeier nicht mehr: »Rehe am Meer«.

Am nächsten Morgen rannte ich sofort zu Johannes Fischer in die Buchhandlung Napp – glücklicherweise stand »Stier« im Regal und musste nicht erst bestellt werden. Ich las das Buch in einem Zug durch und im Folgenden alles von und über Ralf Rothmann.

Die Wirkung dieser Bücher auf mich zu beschreiben würde den Rahmen sprengen, zusammengefasst lässt sich aber sagen, dass mein Interesse an und die Liebe zur Literatur über das Ruhrgebiet

geweckt worden war. Meine Suche begann. Nach einigen Jahren in der Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum kroch ich wieder ans Tageslicht und entschied mich zwei Dinge zu tun. Erstens: Du musst diese Texte den Menschen, die hier leben präsentieren. Zweitens: Du musst einen Literaturwettbewerb veranstalten um an frische Texte über das Ruhrgebiet zu kommen. Texte, die von einem Leben »über Tage« handeln. Ich folgte diesen Eingebungen.

Inzwischen präsentiere ich zusammen mit meinen Geschwistern Texte von Ralf Rothmann, Jürgen Lodemann, Werner Streletz und Peter Stripp unter dem Titel »Kohle, Kumpels und Kanal« im ganzen Ruhrgebiet.

Nach der guten Resonanz auf unseren Ruhrgebietsabend war ich einigermaßen zuversichtlich, was den Literaturwettbewerb anging, doch mit einer solchen Beteiligung hätte ich nie gerechnet.

Innerhalb von zwei Monaten erreichten uns über 380 Einsendungen, darunter viele bekannte Autoren, aber auch gute Texte von »Newcomern«. Der Aufruf zur literarischen Beschäftigung mit dem Ruhrgebiet hat jung und alt erreicht und dazu gebracht, die Bleistifte zu zücken und teilzunehmen.

An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei der Jury bedanken. Nächtelang haben sich Kathrin Butt, Stephanie Dressler und Helmut Wenderoth durch die Texte gearbeitet, und das alles neben dem normalen Tagesgeschäft.

Danken möchte ich auch meinem »Mäzen« Herrn Dr. Ulrich Matthes, ohne den die ganze Sache nicht funktioniert hätte. Außerdem möchte ich mich bei Brigitte Kraemer bedanken, die uns mit ihren Fotografien schon bei »Kohle, Kumpels und Kanal« unterstützt und auch die Covergestaltung der Anthologie möglich machte.

Till Beckmann

April 2010

Frau Duda

von Julia Sandforth

Heute wäre ein schokoüberzogener Schaumpilztag. Frau Duda kann nun keine Schaumpilze mehr essen. Darum ist es auch kein Schaumpilztag mehr, denn Frau Duda ist nicht mehr, sie ist eingeschlafen, ganz friedlich.

Ich sehe von weitem zu, wie Frau Dudas Büdchen von der Tannenstraße wegradiert wird, auf der keine Tannen wachsen, höchstens welche aus Weingummi. Das Schild wird gerade abmontiert und ausrangiert. Die Bonbons finden ihren Weg nach draußen, nicht in Münder, sind nur noch Reste. Nun gehe ich ohne einen Schlumpf im Mund zu haben, über den meine Zunge fährt und der an meinen Zähnen klebt, zur Schule. Einen Schlumpf im Mund haben. Darüber konnte sich Frau Duda aufregen: »Manche Bonbons ham' doch wat Kannibalisches.« Wenn sie sich aufregte, brauchte sie stets ein Stück Schulkreide zur Beruhigung. Das Pulver auf den kleinen Stäbchen bröselte im Mund ein wenig ab. »Es legt 'ne dicke Staubschicht auf die schlimmen Gedanken, über die de dich ärgerst«, sagte sie immer, während sie das Stäbchen wie einen Trapezkünstler in ihrem Mund herumwirbeln ließ.

Frau Duda trug eine Brille – so wie jede Oma. Nein, nicht wie jede, sondern wie jede Oma bis auf die Oma von Lars und Nina. Die hat keine Brille und ich bin mir sicher, sie ist keine Oma. Frau Duda hatte eine typische Omabrille auf ihrer Nase und sie war klein – so klein wie ich – es gab vor und hinter dem Budenlückchen keinen Größenunterschied. Sie und ich waren beide klein und sie und ich liebten die kleinen Zuckerlollikirschen auf den pastellgrünen Stielen am liebsten. Gunther gab sie stets ein Pils, sich und mir einen Lolli. »Danke Gerda«, brummte Gunther. Ich nannte sie jedoch Frau Duda, weil Duda viel witziger klingt als Gerda. Frau Duda war

alles andere als gewöhnlich, sie war einfach keine Gerda, die von Montag bis Sonntag in ihrer Bude wartet. Nein sie wartete vom Schaumpilztag bis zum Brauseufotag, von der Zur-Schule-geh-Zeit bis zur Mit-Hund-Benny-Gassi-geh-Zeit. Wir haben die Tage in Bonbons umbenannt. Montag und Freitag, Donnerstag und Mittwoch – diese Bezeichnungen nahmen doch alle in den Mund. Wir nahmen am liebsten Bonbons in den Mund. Wieso sollten wir deshalb die Tage nicht so benennen? Frau Duda zog stets die richtigen Schlüsse, schnörkellose, ohne Umweg – nicht so gewunden wie die Weingummischnüre in der gelben durchsichtigen Packung. Meine Tüte bestellte ich immer ohne Schnüre und das tat ich Frau Duda zuliebe. Mit der kleinen silbernen Zange konnte sie diese so schlecht packen. »Die kleben schon wieder, fuchsteufel«, fluchte sie immer.

Für 3 Mark bekam man eine Riesentüte, die Leute standen Schlange und bestellten Tüten per Telefon vor. Meine Mama meint immer, sie würde pleite gehen, wenn sie die Tüten immer so voll packt – von Wirtschaft verstehe ich noch nichts. Frau Duda erklärte mir ihre Wirtschaft immer so: »Es jibt Menschen, die ein großes Herz haben und welche, die en kleenes haben. Da ich hoffe, en großes zu haben, sollen auch die Tüten, die ich verkaufe, groß sein. Ich möchte nich reich werden. Ich bin schon alt. Ich verkaufe nich, um zu verdienen, sondern darum, dass mein Herz so groß bleibt wie et is.« Erst jetzt verstehe ich: Sie verkaufte in ihrer Bude, weil ihr Herz daran hing, nicht weil sie Reibach machen wollte.

Um vieles beneide ich sie. Traurig bin ich um sie. In meiner Tasche hüte ich noch eine Erinnerung an den gestrigen Schulweg – Schulkreide. Ich stecke eine in den Mund. Der weiße Pulverschnee fällt auf meine Zunge und durch die dicke Schicht wird die Trauer lautloser, weil sie nicht mehr so gut atmen kann. Die meisten Kinder um mich herum kennen Frau Duda gar nicht. Während Marie über das Gummitwist springt, das sich wie eine Weingummischnüre um das Klettergerüst und Sarahs Beine windet, finde ich einen Schlumpf neben der Kreide. Dem Schlumpf, dessen roter Hut vom weißen Staub bedeckt ist, dem beiße ich den Kopf ab. Dann ist Frau Duda da oben nicht so alleine.

Laudatio zu »Frau Duda«

von Kathrin Butt

Der Text »Frau Duda« von Julia Sandforth war der Text, auf den wir uns als Jury sehr schnell einigen konnten. Wir suchten den »schönsten Text über das Ruhrgebiet«, einen Text, der etwas Besonderes an sich hat. »Frau Duda« hat unserer Meinung nach dieses Besondere, auch wenn es auf den ersten Blick ein Text über die Bude ist, wie es viele gibt. Über die Bude – entweder als Verkörperung des Ruhrgebiets auf wenigen Quadratmetern oder als negatives Klischee – gibt es unzählige Dokumentationen, Bildbände und niedergeschriebene Erinnerungen. Doch »Frau Duda« beleuchtet mehr als bloße Erinnerungen an Tüten voller Schlümpfe, Schnüre und Schulkreide. Die Erzählerin thematisiert weniger die Bude selbst als die für uns oft namenlose Dame hinter der kleinen Luke, die gestorben ist. Mit einem »großen Herz« betrieb Gerda, genannt Frau Duda, die Bude vom »Schaumpilz- bis zum Brauseufotag«, gab gerne und viel und war zufrieden und glücklich mit dem, was sie hatte. Überschattet von der Traurigkeit über den plötzlichen Tod der Budenbetreiberin und dem Abriss der altbekannten Bude, entwickelt die Erzählerin mit einfachen aber eindrucklichen Episoden ein Bild von einem Menschen voller Herzlichkeit und Offenheit. Gleichzeitig aber wird der Verlust der Budenkultur verdeutlicht, im übertragenen Sinn der Verlust der Ruhrgebietskultur, und das Bedürfnis, diese Kultur festzuhalten – sei es, wie hier, durch den tröstenden Geschmack einer bunten Tüte. Ein rundum gelungener Text voller sentimentaler Erinnerungen und dem dumpfen Gefühl des Verlustes.

Prinz Promill

von Nina Behrmann

Bücher mit Titeln wie »Sänk ju for Trävelling wis Deutsche Bahn« haben zurzeit Hochkonjunktur. Die allgemeine Abneigung gegen das öffentliche Transportmittel auf Gleisen scheint ganz Deutschland – Ost sowie West – zu vereinen. Und wem will man es verübeln? Immerhin sind Verspätungen von mehreren Stunden oder ganze Ausfälle von Zügen keine Seltenheit.

Aber hat schon mal irgendwer das hervorragende Entertainment-Programm hervorgehoben, das die Deutsche Bahn bietet? Das wird über das ständige Gemecker gegen die freundliche Organisation der DB gerne vergessen. Ich möchte da ein Gegenbeispiel liefern.

Vor kurzem war ich auf dem Rückweg von Düsseldorf nach Essen. Bei uns im Ruhrgebiet ist man zwangsläufig viel unterwegs. Arbeit in Duisburg, Freund in Essen, Hobby in Recklinghausen, Wohnsitz in Oberhausen – die Liste lässt sich beliebig fortsetzen. Man lebt nicht nur in einer Stadt. Man lebt im gesamten Ruhrgebiet. Man feiert auch hier, so wie ich es an diesem Abend getan hatte. Eine Freundin hatte in Düsseldorf ihren Geburtstag zelebriert. Nichts Großes, nur ein kleiner Gang durch die Altstadt, ein paar Kneipen und vielleicht ein paar Bier zuviel.

Als verantwortungsvoller Mensch habe ich an diesem Abend das Auto stehen gelassen und bin brav in die S-Bahn gestiegen. Es war zwei Uhr morgens und dementsprechend leer war mein Waggon. Der einzige Fahrgast außer mir war ein Mann. Er saß mir schräg gegenüber auf einem Vierersitz, den Kopf in den Nacken gelegt. Seine Haare waren hell gefärbt und zu einer Igel-Frisur hochgegelt. Seine Haut erinnerte mich an meinen letzten Spanienurlaub, seine grellen Klamotten eher an eine Störung im Fernsehgerät. Die frischen Kotzflecken darauf trugen maßgeblich zu seiner Attraktivität bei.

Anscheinend hatte er noch mehr getrunken als ich, denn er stöhnte hingebungsvoll vor sich hin und lehnte den Kopf mühsam gegen die Fensterscheibe.

Bevor ich mitansehen musste, wie Prinz Promill sich möglicherweise ein weiteres Mal übergab, zog ich eine Zeitschrift aus der Tasche und begann zu lesen. Der Zug würde noch einige Minuten am Gleis stehen, ehe er losfuhr und ich vertiefte mich, so gut es ging, in einen Artikel darüber, wie »Frau ihn ganz sicher rumkriegt«. Ein mehrstimmiges Piepsen ertönte. Die bisher offenen S-Bahntüren begannen, sich zu schließen; die Fahrt würde jeden Augenblick losgehen. Bevor aber ein Ruck durch die Maschine gehen konnte, wurde die Tür vor mir aufgedrückt und ein junger Mann, vielleicht grade siebzehn oder achtzehn Jahre alt, sprang in die Bahn.

Prinz Promill und ich sahen synchron auf. Der Typ in der Tür nickte betont lässig in den bis auf uns leeren Waggon. Er trug überweite Hosen und eine Käppi auf dem Kopf. Anscheinend hatte er sie aus irgendeinem Kindergarten geklaut, denn sie war mindestens zwei Nummern zu klein und balancierte gefährlich auf seinem Kopf. Ein langer, teilweise blonder Schopf lugte unter der Käppi hervor. Der Rest der Haare war dunkelbraun, was der ganzen Frisur etwas von der Zeichnung eines Stinktieres gab.

Die Bahntüren schlossen sich diesmal vollständig und mit einem Ruck fuhr der Zug los. Der Käppiträger schlenderte gleichmütig zum Vierersitz, auf dem Prinz Promill sich immer noch den Nachwehen seines Flatratesaufens hingab, und ließ sich ihm gegenüber auf den Sitz fallen. »Ey!«, grunzte er männlich, »Kennst du dich mit Handys aus?«

Prinz Promill hob müde den Kopf. »Wat?«

»Ich hab hier so'n neues Nokia. Krass geil, aber ich krieg-«

Käppi brach ab, als Prinz Promill ein würgendes Geräusch von sich gab. »Hast du gesoffen?«

Der Prinz nickte schwach, nachdem er seinen widerspenstigen Mageninhalt wieder unter Kontrolle gebracht hat. Für den Moment zumindest. »Eine Flasche Wodka. Auf Ex. Inner Altstadt.«

Käppi lachte schadenfroh. »Hasse schon gekotzt?«

Ich schielte zur Seite, von meiner Zeitschrift weg, weil der Prinz nichts sagte. Stattdessen quietschte es nur leise; er hatte den Mülleimer unter der Fensterscheibe geöffnet und mit einem Schlag wurde das allgegenwärtige S-Bahn Odeur einen Tacken ekelhafter und intensiver. Der Inhalt des Mülleimers verlieh ihm eine saure Note. Der Prinz schloss den Mülleimer schnell. »Scheiße, is' mir schlecht«, jammerte er.

»Du bis ja auch schon alt, da kann man nich mehr so viel saufen«, ließ sich Käppi zu einem Tröstversuch hinreißen. Prinz Promill schielte ein wenig, fokussierte seinen Blick und sah Käppi dann böse an. »Ich bin achtzehn, du Arsch.«

Jetzt schauten sowohl Käppi als auch ich auf. Eigentlich wollte ich bei dieser äußerst spannenden und stimulierenden Konversation unsichtbar bleiben und mich weiter meinen frustrierten Gattinnen widmen, die Tipps für ein besseres Yummi-Yummi Holl-drio im Schlafzimmer gaben. Aber die Neuigkeit, die Prinz Promill da von sich gab, war zu spannend. Ich musste mich einfach noch einmal selbst vergewissern, dass ich nicht geschickt hatte. Nein, anscheinend hatte ich, trotz meines eigenen Promillepegels richtig geguckt – der Herr im schweinchenrosa T-Shirt und der zu engen Jeans konnte unmöglich jünger als dreißig sein. Anscheinend hat Käppi das auch gedacht, denn er lehnte seine Arme auf die Rückenlehne der Sitzbank und schüttelte so heftig den Kopf, dass es aussah, als ob sich die hin- und herschwingende Stinktiefenfrisur von der Käppi befreien wollte. Allein der Anblick bereitete mir Kopfschmerzen und ich guckte wieder in meine Zeitschrift.

»Ne Alter, das glaub ich nich!«, tönte Käppi. »Du bis mindestens vierzig.«

Das war vielleicht doch etwas übertrieben, aber ganz Unrecht hatte Käppi nicht. Achtzehn war der sonnengebräunte Typ auf dem Vierersitz sicher nicht mehr.

Prinz Promill hob die Hand. Er zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche und klappte es auf. Wortlos hielt er Käppi seinen Personalausweis hin. »Scheiße, Alter, echt!«, rief der aus. »Du bis ja echt achtzehn!«

»Mhm«, brummte Prinz Promill. Er steckte seine Geldbörse wieder ein und deutete auf sein Gesicht. »Liegt am Solarium«, nuschelte er. »D's nicht gut. Nich gut fürs Gesicht.«

Käppi nickte. »Stimmt.«

Das Gespräch wurde mit einer Durchsage unterbrochen. Eine Tonbandstimme leierte die kommenden Bahnhöfe herunter und verstummte dann wieder. Käppi beugte sich vor und schob seine Kopfbedeckung höher. »Wohin musst du denn?«, fragte er Prinz Promill. »Wanne-Eickel«, nuschelte der und fuhr sich über das Gesicht. Er sah zumindest nicht so aus, als würde er sich noch einmal übergeben müssen. Tatsächlich schien er langsam klar zu werden. Wie erfreulich.

Meine beiden Wegbegleiter schwiegen eine Weile und ich blätterte weiter in meiner Zeitschrift. Die allgemeine Stille, die nur durch das gleichmäßige Rattern der Räder auf den Gleisen unterbrochen wurde, schien Käppi auf die Nerven zu gehen. »Weiße was – fahr mit bis nach Dortmund«, fordert er daher Prinz Promill auf.

Der legt den Kopf zur Seite. »Was soll ich denn in Dortmund, Alter? Mir geht's echt beschissen, ich will nur noch pennen.«

»Is kein Problem, kannst auch da.«

Die Aussicht schien nicht sonderlich stimulierend auf Promills Laune zu wirken, denn er schüttelt den Kopf und bereute die Bewegung gleich wieder, wie man seinem schmerzverzerrten Gesicht entnehmen konnte. »Ne Alter, ich penn lieber zu Hause«, winkte er ab.

Käppi aber ließ sich nicht so leicht abwimmeln. »Echt ey, du musst mitkommen! Da is ne Tussi, mit der kannst ficken, kein Problem!«

Ich ließ, möglichst unauffällig, die Zeitschrift wieder sinken. Prinz Promill tat es mit seinem Unterkiefer gleich. »Bisse 'n Zuhälter, oder wat?«, lallte er, wenn auch nicht ganz uninteressiert.

»Ne, is nur ne Freundin, bei der ich penne. Hasse Lust?«

Prinz Promill wollte wieder den Kopf schütteln – ich sah seinen Kopf schon rucken und gab mir gar keine Mühe mehr, meine hoch-

konzentriert gespitzten Lauscher zu verbergen – aber anscheinend war das Rucken zuviel. Er riss abermals den Mülleimer auf und übergab sich geräuschvoll.

Käppi sah ihm seelenruhig dabei zu. Ich versuchte, das Atmen einzustellen. Klappte leider nicht.

Prinz Promill schloss den Mülleimer bedächtig wieder, nachdem er sich ausgekotzt hat, und wischte sich mit dem Ärmel seiner weißen Jacke über den Mund. Die Waschmaschine würde sich freuen.

»Glaubst du echt, ich will so ficken?«, murmelte er in Richtung Käppi, der ihm jovial die Schulter tätschelte. »Passt schon. Die Tussi hat ne Freundin, der is das egal. Da könn wa auch zu viert ficken.«

Käppi war anscheinend hartnäckig hinter Prinz Promills Sexdrive her. Dass das Schauspiel interessanter als meine Zeitung war, hatte ich nun auch endlich geschnallt, und verfolgte weiterhin Käppis mühselige Versuche, Prinz Promill nach Dortmund zu locken. Aber anscheinend war dessen Libido bereits vollständig in Wodka erstickt. »Echt Alter, gib mir deine Nummer, ich ruf morgen an, aber so ... ne, echt nicht. Ich will nur pennen, ich krieg gar keinen mehr hoch.«

Käppi zuckte mit den Schultern. »Is okay«, lenkte er ein, aber dann kam ihm ein Gedanke. »Pass auf, du kommst einfach mit zu mir, und wir beide können ficken.«

Es war faszinierend zu sehen, wie schnell Prinz Promill sich von seiner Sauf- und Kotzorgie erholte. Binnen eines Lidschlags stand er aufrecht vor Käppi und sah ihn wie ein wütender Rachegott aus den Untiefen der Wodkaflasche an. Damit hätte wohl keiner gerechnet, am wenigsten Käppi, der das Schauspiel eher gebannt als furchtsam verfolgte.

Prinz Promills Faust traf ihn genau zwischen die Augen. Ich hörte es leise Knacken.

Käppi gab nicht einmal einen Schmerzensschrei von sich – er sackte einfach nach hinten weg. Aus seiner Nase lief ein beeindruckender Blutstrom auf sein Shirt.

Der Prinz schien mindestens ebenso erschrocken über seine Machtdemonstration zu sein, wie ich. Anscheinend nahm er meine

Anwesenheit erst jetzt so richtig wahr, denn er hob die noch immer geballte Faust in meine Richtung. »Du kannst das bezeugen!«, rief er, eher verwirrt als einschüchternd. »Du kannst das! Der hat mich angemacht!«

In meinem eigenen benebelten Hirn versuchte ich abzuwägen, welche Antwort mich davor bewahren würde, ebenfalls eins aufs Maul zu bekommen. Bevor ich mich allerdings entscheiden musste, fiel Prinz Promill sein Alkoholpegel wieder ein. Er stützte seine Hände auf die Knie, beugte sich dabei vor und übergab sich auf den Boden.

Am nächsten Tag habe ich mir eine Dauerrfahrkarte im Abonnement besorgt. Fernsehen schaue ich seitdem gar nicht mehr. Wenn mir mal wirklich langweilig ist, setze ich mich einfach in den nächsten Zug und freue mich auf kulturell interessante Menschen. Oder einfach neue Freunde, wie Käppi und Prinz Promill.

Laudatio zu »Prinz Promill«

von Helmut Wenderoth

Im Drehbuch zum Film »Rossini oder die mörderische Frage wer mit wem schlief« lässt Patrick Süsskind den Dichter, dem er selbst als Vorbild diente, kurz vor dem verpatzten Liebespiel mit einer italienischen Kellnerin zappelnd stammeln – und dass noch in schlechtem Italienisch: *io non vivere ... scrivere ... non vivere*.

Als wollten und sollten und könnten die, die schreiben, nichts mit dem Leben zu tun haben, da unten im Süden, in München.

Hier im Ruhrgebiet ist das extrem anders. Und gut so ist es auch. Wer hier schreibt, tut dies schon mal gut und gerne über das Leben.

Die Autorin von »Prinz Promill« treibt das auf die Spitze und schreibt drastisch über eine Art von Leben, von dem sich feinsinnige Literaturkenner oft lieber abwenden und verschämt Prosecco nippen. Es geht um die eher eklige, die dunkle Seite des Ruhrgebiets, öffentliche Verkehrsmittel in der Nacht, säuerlich übelriechende Spuren eines Großkotzlebens und die traurigeren Seiten der wilde Kerle Fantasien.

Prinz Promill und Käppi sind die Hauptfiguren in diesem Textstück Leben, in dem das »Literatur-Ich« letztlich nur durch einen glücklichen Zufall ohne ein blaues Auge davon kommt. Hier sieht eine, was sie eigentlich gar nicht sehen wollte und etwas von dem wir, wenn wir ehrlich sind, eigentlich nichts wissen wollen. Vielleicht erzählt sie es sich und uns genau deshalb.

Als ich vor ungefähr zehn Jahren in dem Film *City of God* gesehen habe, wie ein 13-Jähriger einen anderen Dreizehnjährigen zwingt einem halbwüchsigen Jugendlichen ins Knie zu schießen, war ich nicht der Einzige, der zwar wusste, dass es so etwas gibt, es aber doch lieber nicht sehen wollte, auch nicht im Kino.

Wenn Käppi Prinz Promill fast wie ein Feinschmecker mit Fragen und Vorschlägen allmählich weich kocht, um ihn dann mit dem

Vorschlag: Oder komm mit zu mir, dann können wir zwei ficken, vollends aus der Fassung zu bringen, und wenn Prinz Promill als Antwort sozusagen, eben diesen Käppi dann niederschlägt, ist das zwar skurril und komisch, aber auch unendlich traurig.

Und ich wollte auch das, mal wieder, lieber nicht wissen.

Und ich behaupte vielen von Ihnen geht das genau so.

Nina Behrmann hat es uns trotzdem erzählt: Weil es ihr aufgefallen ist, oder weil es ihr eingefallen ist. Sie bleibt unverletzt und literarisch: Voyeurin am Rande der Nacht des richtigen Lebens. Zweiter Platz im Literaturwettbewerb: Herzlichen Glückwunsch.

Fünf Minuten im 160er

Eine knappe Story

von Victoria del Valle

Um zwei nach zehn an der Oberschlesienstraße im Essener Süd-Ost-Viertel.

Sie wartet auf den 160er, der sie nach diesem *strangen* Abend bis zur Huttropstraße fahren soll.

Es ist kalt. Verdammt kalt. Echt hart der Winter dieses Jahr, härter als sonst irgendwie. Da steht sie nun und beobachtet das wechselnde Rot-Gelb-Grün auf der grau-in-grau-braun-in-braun Fassade von gegenüber. Links die Graffitis. Bunte, legale Graffitis und mitten drin ein *Rest In Peace* für B. A. S. H.

Es ist kalt. So verdammt kalt.

Wo bleibt denn der Bus? Ist nicht schon fünf nach?

Sehr wenige Autos fahren auf der Vierspurigen und wenn, dann sehr langsam. Schon faszinierend der Schnee, so. So hell, sogar im Dunkeln. So ruhig, sogar unter der A40.

Die Häuserwand leuchtet grün, et voilà, da ist er endlich, der Hundertsechziger.

– »Guten Abend ...«

– » N’abend, ach lassense stecken, junge Frau, brauchense jetzt nich rumpuhlen ...«

– »Danke, sehr nett ... wow, Welch eine Ehre ... ein ganzer Bus für mich alleine!«

– »So iset, junge Frau, sie haben die freie Wahl ...«

– »Dann bleibe ich hier vorn, bei Ihnen.«

Mit beiden Händen ergreift der Busfahrer das Riesenrad und lenkt den Bus auf die Straße, langsam und gekonnt. Innerlich schaut er zu ihr. Sie fühlt sich wohl:

– »Die Straßen sind heute irgendwie leergefegt ...«

– »Ach, wie immer würd' ich sagen, so'n ganz normaler Dienstagabend, ne.«

Ob es ihre subjektive Wahrnehmung ist? Aber der Bahnhof war auch schon so leer. Wie das Gleis 6 und seine Versprechen ...

– »Ganz schön kalt iset wohl heute ...«

Geübt in *small talks* über Schnee und Kälte bringt sie den Busfahrer mehrmals zum Lachen. Aber wie wäre es eigentlich, wenn es wiederkäme, ihr großes freies Lachen? Könnte sie es wohl aus der Zeit zurückholen, in der der Knackarsch in der Jeans die Hauptrolle spielte? Zeit stoppen, Doppelklick auf 1995, Lachen markieren, Steuerung C, zurück auf 2010, Steuerung V: fertig!

– »Ach wissense, ich bin froh dat ich arbeiten kann.«

Small talk formiert sich zu *tall talk*. Wie ist so die Heimatstadt? Ach eigentlich ganz nett. Wat haben die eigentlich immer alle. Ja und warum ist er denn froh? Ach, Arbeit macht Spaß? Nicht? Stress? Ne? Kein Stress? Ach so, Langeweile? Ja? Warum? Ach, früher? Ach, anders? Ach ja? Aha? Und warum?

– »Ach wissense, meine Frau ist gestorben. Vor sechs Wochen.«

Vollmerstraße niemand steigt ein. Schwanenbusch niemand steigt ein. Und da ist er wieder. Der, dem keiner entkommt. Der Bus gleitet, brummt, schwitzt. Traurig, das tut mir leid. Sie tauschen Tiefe aus. Der Schnee dämpft und lähmt. Das tut gut, irgendwie.

– »Einfach so isse gegang'. Wissense, wat dat für ein Gefühl is?«

Sie kennt das Gefühl sehr gut. Das eine Gefühl. Der Druck auf der Brust, das tiefe Durchatmen. Die unendliche Leere, die Ohnmacht speist ...

Der Schnee holt sie zurück, das Licht, die Reflexe. Der Chinese an der Ecke: aha, auch leer. Es ist kalt, deshalb.

– »Sagense, geht dat Gefühl weg?«

Sie will ihm soviel sagen. Mit ihm reden, sich austauschen. Über Glauben und Wissen. Über Leben und Tod. Der Tod gehört zum Leben dazu, das wollte sie ihm sagen. Sagt sie auch. Keine Angst, Ihre Frau ist bei Ihnen. Will sie sagen, ne, sagt sie aber nicht.

– »Eigentlich nie ganz. Aber man lernt es zu zähmen.«

Wie ein Schiff erreicht der Bus seinen Hafen. Er kaschiert mindestens zwei Tränen. Sie steht im Licht und lächelt.

– »Ach wissense, ich weiß gar nich warum ich Ihnen dat alles erzählt habe.«

– »Ich drücke Ihnen jedenfalls die Daumen.«

Was für ein blöder letzter Satz, denkt sie sich und gibt sich um sieben nach zehn der schwarz-weißen Kälte für 583 Schritte.

Laudatio zu »Fünf Minuten im 160er«

von Stephanie Dressler

An diesem Text hat uns vor allem seine Heutigkeit gefallen. Will heißen, es ist ein Text, dem man abspürt, es hat ihn eine junge Frau im Jahr 2010 geschrieben. Sie will nicht wie Goethe klingen. Würde auch nicht passen, denn wir sind ja nicht in Weimar, sondern, eben Markieren, Steuerung C, Steuerung V, wir sind hier, wo wir sehen: »Schon faszinierend der Schnee, so. So hell, sogar im Dunkeln. So ruhig, sogar unter der A40.«

Auch wenn wir es damit gesagt bekommen, dass die Geschichte uns ins Ruhrgebiet verführt, genauer gesagt nach Essen-Huttrop – ohne Nennung der Ortsbezeichnungen hätten wir es spätestens am Verhalten des Busfahrers gemerkt (»Ach lassense mal stecken, junge Frau«). Nachdem das also klar ist, geht die Erzählerin sofort in die Vollen, auch das nichts Ungewöhnliches bei Zufallsbekanntschäften entlang der A 40.

Da geht es um Leben und Tod, um Liebe und Verlust, alles in wenigen knappen Sätzen zusammengeballt. In all ihrer Kürze durchmisst die Geschichte von Victoria del Valle einen großen Raum. Viele von uns haben bestimmt ähnliche Erfahrungen mit Menschen gemacht, die uns ganz zufällig über den Weg gelaufen sind, im Zug gegenübergesessen haben, die Brötchen verkauften. Ich zumindest. Eine dieser Begegnungen so zu erzählen, dass klar wird, wie tief sie gehen und dass sie die vielerorts recht unansehnliche Kulturhauptstadt zu einem sehr lebenswerten Ort machen, das kann nicht jeder. Victoria del Valle kann es aber. Und sollte es weiter tun.

bochumer herbst

von Michael Starcke

keine augenzeugen
kenne ich,
die ihn anders erleben
als anderswo.
die schaufensterpuppen
auf dem boulevard
wechseln die kollektion.
das schauspielhaus,
lange zeit leer und stumm,
öffnet die tore für alle,
die dem theater
ihre gunst schenken wollen,
ein versuch.
kirchen werden geschlossen,
andere neuen bestimmungen
zugeführt,
wobei nicht alles so kommt,
wie manche denken durften.
selten können politiker
selbstlos über ihre
schatten springen
oder auffliegen
wie vögel an der ruhr.
bochumer herbst:
mit revolution
ist nicht zu rechnen,
die kanalisation unter
der stadt ist geleast
oder so. die armut

nimmt unbeabsichtigt zu,
nicht der einzige wermutstropfen
in dieser zeit.
in der jahrhunderthalle,
dem ausgedienten industriegebäude,
begegnet man großer kunst
und stimmen von welt.
eine neue synagoge schlägt wurzeln
wie die namen,
die verewigt werden sollen
auf dem platz des europäischen versprechens.
im herbstlicht sehe ich
meine stadt mit nachsicht.
geschichten erzählen
ihre erstaunlichen häuser
wie die in venedig oder amsterdam.
es ist die zeit, ihnen zu lauschen
und den bäumen im stadtpark zuzusehen,
die sich verwandeln stunde um stunde.

in meiner stadt

von Michael Starcke

hier stehe ich oft
am rand einer straße
oder sehe das theater,
einen beachtlichen bau.
hier ist meine westentasche
der bahnhof
und aus der internationalen schar
der taxifahrer ist mir
fast jeder bekannt.
hier schaue ich
auf philedendron,
suche zusammenhänge,
bittere leidenschaft
an industriegräbern
unvollendeter,
vollendeter vergangenheit.
botschaften aus der zukunft
bergen unwägbarkeiten
wie überall. die gedanken
der friedhöfe zu lesen,
schafft manchmal
indizien und beim
anblick mancher häuser
vermute ich, dass sie niemals,
mitteilsamer stimmung
sein werden. das rathaus
und meine konfektionsgröße,
der stadtpark und eine
frühlingsreise oder

der tod auf dem rücksitz
eines autos auf dem boulevard,
fehlender zusammenhalt,
fehlende zusammenhänge.
nur mit dem mund wurden
den tauben bisher die flügel
gestutzt, aber niemand empört sich,
wenn der himmel über der stadt
von sattem blau ist
oder nur so eine idee.

Guter Ort

von Enis Maci

Am Busbahnhof dreht sich der Dönerspieß seit 15 Jahren an derselben Stelle zwischen Bussteig 2 und der nunmehr verwaisten Spielhalle, nur Barbara und meine Mutter fehlen.

Dass sie ausgerechnet Barbara heißt.

Die Schutzheilige der Bergleute hat Aknenarben im Gesicht und ein Lachen, dem man das rollende R anhört.

Der jahrelange Kampf um Kohle hat ihnen das Gesicht verbrannt, meiner Mutter und ihr.

500 Mark Bestechungsgeld hat es gekostet, unsere vollgeschimmelte Ückendorfer Wohnung beziehen zu dürfen. Es sind kaum 200 Schritte bis zu der Straße, die Flöz Sonnenschein heißt, immer noch.

Wachsamer Nachbarn an Holzgerahmten Fenstern lassen das Putzwasser ein Mal ums andre die abgeblätternen Fassaden herunterrollen.

Ich weiß wovon ich spreche, in dieser Ecke habe ich nie gewohnt, ich gelobe:

Heimat, das sind Kindheitserinnerungen, bestimmt.

Köpfe, die stundenlang aus den Fenstern lugen, das ist die Vielfalt, die die Kulturhauptstadt übersieht. Alte weiße, schwarze arbeitslose, rauchende, zeternde, klönende, starrende Köpfe – starrend wie diese einzige Stadt, vor Verachtung und weißglühender Wärme.

Und dann trittst du ein in diese Paralleluniversen, unvermutete Straßenzüge, unvermutete Menschen; es hätte alles ganz anders kommen können für uns, die Stadt und mich.

Imke führt mich auf dieses Feld, drei Horizonte mindestens, weiter als all meine Worte.

Brusthohe Gräser und keine 500 Schritt weiter haben blonde, schwarze Köpfe vorgestern noch um Kohle gekämpft, jeder Klumpen ein Stück Sonnenschein.

Ich zähl längst die Stunden, die mir bleiben, bis ich fort kann von hier.

Bestimmt komme ich wieder, irgendwann, das hat was mit Konsequenz zu tun.

Eine Liebeserklärung lässt sich schließlich nicht einfach zurücknehmen.

Pampelacke statt Playdoh oder Eine Kindheitserinnerung aus dem Ruhrgebiet

von Simone Hollenhorst

»Ooooch, watt bittu abba ein groða Junge geworden, nääääää ...!«, sachte Maddel lautstark und klopfte meinem Bruder dabei mehrmals, kurz und kräftig, auf den Kopf. Genau einmal im Jahr musste er dieses Prozedere über sich ergehen lassen. An einem oftmals drückenden Sommernachmittag im August kam die ganze Familie, inklusive Freunden, Bekannten und Nachbarn in Oppa Helmut's Schrebergarten zusammen um seinen Geburtstag zu feiern. Und da sowieso immer irgendwer irgendwas zu feiern hatte, wurde bei der Gelegenheit auch gleich noch Omma Christas Geburtstag und der von Onkel Dieter sowie der Namenstag von Tante Ulla mitgefeiert. Sprich: ein langer, ausladend heißer Sommertag, an dem die Erwachsenen zusammen saßen und sich wie die kleine Raupe Nimmersatt durch Kuchen, Plätzchen, Knabberzeugs, Kartoffelsalat und Schnitzel aßen. Laaaaangweilich! Ich fragte mich zuweilen, wie Oppa Helmut wohl nach seiner Verwandlung zum Schmetterling aussehen würde. Lange konnte das meiner Meinung nach nicht mehr dauern, denn er hatte sich schon durch ein Stück Zitronenrolle, zwei Stück Pflaumenkuchen und drei Makronen gegessen. Aber satt war er noch immer nicht.

Meine anfängliche Schadenfreude über das jährliche Aufeinandertreffen von Maddel, einer Großkusine von irgendwem, den ich nicht kannte, und die dazu neigte bei eben jenem ihrem Lieblingssatz das scharfe S so hingebungsvoll zu artikulieren, dass die Spucketröpfchen nur so flogen, währte jedoch nicht lang. Ich drückte eben noch friedlich Muster mit dem Fingernagel in die lila Lacktischdecke, die jedes Jahr zu diesem Anlass den großen Plastikgar-

tentisch im Schrebergarten zierte, als mich Ommas: »Komma her, watt hasse da? Lass ma gucken!« in Alarmbereitschaft versetzte. Der Satz konnte nichts Gutes verheißen. Sie packte mein Gesicht fest mit einer Hand, quetschte meine Backen zusammen und zog mich ein Stück näher zu sich heran um besser sehen zu können. Es war zu spät. Sie leckte sich einmal kräftig über den Daumen, rubbelte damit ein paar Mal über meine Backe und schon waren die Schokoreste vom Kinderriegel beseitigt. Die Omma war zufrieden, putzte noch mal mit dem alten Taschentuch, das sie immer in der Tasche ihres Kittels hatte und das immer gleich aussah und übel roch, über meine Backe und schlagartig war ich hundertprozentig solidarisiert mit meinem großen Bruder. Spucke verbindet.

Unser Schlachtplan lautete daraufhin: Nix wie wech von der Familienfeier um uns die zugefügten Wunden zu lecken (wie passend). Als Oppa Helmut merkte, dass wir in Aufbruchsstimmung waren, drückte er jedem von uns eine Mark in die Hand mit den Worten: »Könnta euch watt holn, ne?« Allet klar. Das brauchte er uns nicht zweimal sagen, denn uns »watt zu holn« war das Größte. Ab zur Bude um die Ecke und ne Tüte Süßes für ne Mark jeder. Zwei von der Nummer zehn, zwei von der Nummer drei, für zehn Pfennig von den Schnüren und für zwanzig von den Lakritzen. Wie viel hab ich noch? Ne halbe Stunde später war die Auswahl getroffen, die Tüten voll und der Budenbesitzer auch. War ja schließlich auch Samstag.

Anschließend hieß es: Lagebesprechung mit den Kindern aus der Nachbarschaft auf dem Bordstein vor der Schrebergartensiedlung. Tausche Lakritz gegen Schnüre, biete saure Gurke, suche Kaugummi. Meine Errungenschaft und neuste Entdeckung an diesem Nachmittag: ein Dreh&Trink Kirsche für 20 Pfennig. Das Bildchen auf der kleinen Plastikflasche vorne drauf konnte man abziehen und aufkleben. Fortan holte ich mir an der Bude immer ein Dreh&Trink Kirsche und schon bald war die Tür meines Kleiderschranks zugeklebt mit den lustigen Bildchen der beiden Kirschgesichter.

Obwohl die Feier oft von drückender Hitze begleitet wurde, blieb sie manchmal von Regen nicht verschont. Wenn sich an solchen Nachmittagen das Grau in grau hüllte, wurden die Pfüthen, die

sich auf den Kieswegen der Siedlung bildeten, für uns zu den sieben Weltmeeren. Dann tobte ein erbitterter Kampf der Schiffsflotten gegeneinander. Bis einer weinte oder der mit den trockensten Socken eben halt gewann. Irgendeiner fiel immer hin und ratschte sich die Knie dabei auf, irgendeinem von uns wurde dabei immer schlecht, weil er zuviel Fantakuchen gegessen hatte. Die Erwachsenen lehrten uns ja auch keines Besseren, Stichwort Raupe Nimmer satt. So folgte dem rüpeligen Treiben im Nass eine andere, etwas ruhigere und kreativere Beschäftigung. Pampelacke statt Playdoh. Da ließ sich wat draus machen. Kuchen, Burgen mit Graben oder einfach nur Haufen. Im Gegensatz zu Playdoh stank Pampelacke nicht so und konnte immer wieder frisch zubereitet werden. Zum Henker mit den kleinen, gelben Plastikpöten, die irgendwann innendrin immer zu schimmeln anfangen.

Mit quietschenden Schuhen und triefenden Klamotten gings am frühen Abend zurück zur Feier. Der Regen hatte aufgehört und es roch nach Erde und Asphalt. Sommergeruch.

Die Erwachsenen hatten sich mittlerweile Hüte aus Zeitungen gebastelt und sich gegenseitig auf den Kopf gesetzt. Dem reichlichen Essen auf dem Tisch waren reichlich Flachen gefolgt.

Sie schunkelten und sangen »Ein kleiner Matrose« und »Wir lagen vor Madagaskar«. Jeweils nur die erste Strophe und den Refrain, den aber dafür sehr laut. Ich setzte mich zu meiner Mutter auf die Bank und hörte noch, wie alle darüber diskutieren, dass »et mitti Matta sein Bein ja auch nich besser wird«. Irgendwo hatte ich das schon mal gehört. »Scheint wohl in jedem Jahr hier Thema zu sein«, dachte ich noch. Ich war erschöpft und müde. Als mein Oppa zum zweiten Mal »Wir lagen vor Madagaskar« anstimmte, war ich schon friedlich in Mamas Schoß eingeschlafen.

Manchmal ploppen solche Erinnerungen blitzartig im Gedächtnis auf, wie ein Memo im Online-Terminkalender, bei dessen Geräusch man sich immer erschreckt. Meistens bringen sie mich kurz zum Schmunzeln. Manchmal zum ausladenden Schwelgen.

Ich habe mir letztens am Bahnhof ein Dreh&Trink Kirsche gekauft. Ohne Nachzudenken zog ich das Bildchen vorne drauf ab.

Das funktionierte nicht mehr so gut wie früher und kurz darauf fragte ich mich, wo ich es denn auch hinkleben sollte. Ich patschte es also wieder zurück auf die Flasche und trank. Es schmeckte unglaublich süß und war viel zu schnell leer. »So schmeckt Kindheit«, dachte ich und warf die leere Flasche weg.

Hochofen Nr. 5

von Jonas Podlecki

Vor vielen Jahren warst du noch aktiv,
Erfülltest alle Umweltschutzaufgaben.
Beschlüsse wandelten dich zum Stativ,
Auf dir kann sich das Auge nicht beklagen.
Ganz oben, wo die kalten Lüfte wehn,
Begann die Reise durch den Stahlvulkan.
Ganz unten, wo nun keine Männer stehn,
Kam dann der Abstich kurz nach dem Orkan.
Um dich herum ist nun ein Landschaftspark
Mit Klettergarten, eigener Verwaltung.
Die Kleinen finden ihn auch megastark,
Sie nutzen ihn zur Freizeitausgestaltung.

Zum Teil gehörst du heute der Natur,
Der Rest von dir ist Industriekultur.

Die Nacht des Huhns

von Willi Thomczyk

*Niemand macht die Geschichte, man sieht sie nicht,
ebenso wenig wie man das Gras wachsen sieht.*

Ich stehe auf dem Fensterbrett. Nicht ungewohnt für mich, ein Sprung aus dem Fenster, um meinem Alten nicht zu begegnen. Auch wenn er in jener Nacht, voll bis Oberlippe Unterkante, in seiner Furzkiste liegt und nicht aufwacht, selbst wenn ich Türen schlagend das Haus verlasse. Aber vielleicht wecke ich Mutter. Was soll ich ihr dann sagen? »Ich muss ein Huhn für Kalli stehlen, Mama. Setz schon mal das Wasser auf.« Sie verstünde es nicht. Hat schon genug Sorgen. Nein. Mutter soll weiter schlafen. Schöne Träume wünsche ich ihr. Auch wenn Träume Schäume sind. Verleiht nicht der süße Schaum dem bitteren Kaffee einen angenehmen Geschmack? »Träum nur, Mama. Träume süß.«

Ich springe aus dem Fenster. Ein kurzer Sprung nur auf den Hof, aber da ich in die Dunkelheit springe, erschrecke ich im Moment des Fallens. Als meine Füße den Boden berühren, lasse ich mich in die Hocke fallen, um den Sprung abzufedern. Doch der Schreck sitzt mir noch in den Knochen. Ich erhebe mich mit weichen Knien und zittere am ganzen Körper. Die gewohnte Umgebung erscheint mir in der Dunkelheit fremd. Häuser und Ställe sehen aus wie schwarze Mauern, die auf mich zu fallen drohen.

Ich setze meine Füße in Gang, aber mir ist, als trete ich auf der Stelle in einem nicht enden wollenden Tunnel. Doch das Gehen beruhigt mich. Sehe das Morgenrot in der Ferne aufleuchten, wie es rosarot über die Dächer kriecht.

Ich bin ein Dieb am Ende jener Nacht. Ein Dieb aus Not. Und Not kennt kein Gebot. Du sollst nicht stehlen! Dass ich nicht lache. Und wo steht geschrieben: Du sollst kein Huhn töten? Sein Tod für

Kallis Leben. Auch für Mutter. Wie soll sie ohne ihn die Bitterkeit ertragen? »Keine Angst, Mama. Kalli hat es sich noch mal überlegt und ich bin schon auf dem Weg.«

Ich stolpere über einen Stein. Schau auf den Boden voller Taubenscheiße und Pfützen. Kann mich nicht losreißen von dem Anblick des dreckigen Bodens, da er mich an meine Kindheit erinnert. Schmecke wieder meine salzige Haut. Rieche die Kartoffeln im Feuer und den Kohlgeruch zwischen Ziegelsteinen. Sehe mich als kleinen Lockenkopf, im Schatten schwarzer Männer mit pfeifenden Lungen, an einer Pfütze hockend, Schiffe versenken; mit einem Stöckchen in Pampe rühren; Glasmurmeln in eine kleine Erdmulde knickern; mit anderen Kindern Fangen spielen und Mädchen die Röcke hochwerfen. Muss an die Doktorspiele in den muffigen Kellern denken und wie wir auf den kleinen, mit Gras bewachsenen Bunker flohen, uns in jedes Loch verkrochen. Und wie wir die Hühner aus dem Stall scheuchten, um sie dann wieder einzufangen.

Ich erinnere mich wieder an meinen Auftrag. Noch ehe der Hahn kräht, muss ich ein Huhn finden. Nur wenige halten sich noch Federvieh. Vorbei die Zeit der Hausschlachtung. Verstummt die grunzenden Schweine und schnatternden Gänse. Still ist es in der Kolonie, bis auf ein paar gackernde Hühner und flatternde Ratten der Lüfte, die uns zuschießen. Darf man nur nicht laut sagen zu den Rennpferden des kleinen Mannes. Taubenscheiße ist nicht gleich Taubenscheiße. Brieftauben können scheißen so viel sie wollen. Hauptsache sie fliegen was ein. Wildtauben dagegen sind für die Taubenväter eine Plage und gehören abgeschossen. »Unwertes Leben«, nennt sie Smiarowski und ballert sie mit seinem Luftgewehr vom Dach. Präsentiert die toten Tauben dann stolz den Taubenvätern mit den Worten: »Jedem das Seine.« Und die Taubenväter danken es ihm lachend mit ausgestreckten Armen.

Ich höre ein Flüstern aus dem Haus neben mir. Lausche an der Ziegelsteinwand und vernehme ein heiseres Husten und Spucken. Das muss Janowicz sein, aufgebahrt in der guten Stube. Seine letzten Worte noch im Ohr: »Wir sehen uns alle wieder, Kalli. Dann wird abgerechnet.« »Glück auf, Janowicz, alter Haudegen! Die Zie-

gelsteine vergessen keine Seele.« Aber vielleicht hat der einbeinige Svoboda vergessen das Vorhängeschloss abzuschließen.

Ich taste mich an den Ställen entlang. Da ist es schon, eiskalt in meiner Hand. Verdammt! Verschlossen! Sinnlos Svoboda zu wecken. Ihn selbst auf Knien um ein Huhn für seinen Kumpel zu bitten. Er wird sagen: »Gebt mir mein Bein zurück!« Für Svoboda gibt es keine Kumpels mehr. Hat sie mit seinem Bein begraben. »Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Der Mohr kann gehen. Ob mit oder ohne Krücken, mein Junge. Jeder für sich! Keiner für alle!«

Ich kriege die Wut. Werfe mich gegen die Stalltür. Der Riegel bricht aus dem morschen Holz, das elende Schloss fällt zu Boden. Reiß die Tür auf und trete ein. Totenstille. »Können Hühner die Luft anhalten, Kalli?« Natürlich nicht. Der Stall ist leer, bis auf zwei Krücken über Kreuz an der Wand. Svoboda hat sich mit seinen Hühnern aus dem Staub gemacht. Kein Wunder, dass ich es vergessen habe. Sterben die Kumpels doch wie Fliegen, die man nicht unterscheiden kann.

Ich verlasse betrübt den Stall mit gesenktem Kopf. Am Boden ein gelber Fleck. Zwischen ein paar Kopfsteinen, die daran erinnern, dass der Hofgang mal gepflastert war, hat sich eine Butterblume ihren Weg gebahnt. Pflücke und schenke sie mir selber von der linken in die rechte Hand. »Nur die Hoffnung nicht aufgeben, Kalli.« Mir bleiben ja noch die Ställe von Borowski und Hühnerhugo. Bin mir sicher, dass sie noch leben. Und wenn ich durch das Hühnerloch kriechen muss – nichts und niemand wird mich aufhalten. Selbst mein Alter und alle anderen Dummproleten nicht, die nur noch vor der Glotze hocken, voller Verbitterung sich zuschütten und der Goldgräberzeit nachweinen. »Das Proletariat hat seinen Charme verloren, mein Junge.«

Ich muss weiter. Das Morgenrot im Augenwinkel, glühende Schlacke, die sich mir entgegenwälzt. Ein Gestank nach Scheiße und Schwefel verschlägt mir den Atem. »Die Welt stinkt, weil die Menschen stinken, mein Junge.«

Ich zerpflücke die Butterblume, verstopfe mir damit die Nase. »Die Welt geht mir am Arsch vorbei, Kalli. So wird gelebt, weil man

es so gelernt hat.« »Man lernt nicht zu leben, man lernt nur zu sterben, mein Junge. Gestern noch auf kühnen Rossen, heute in die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.« »Noch ist kein Loch in meiner Brust, Kalli.«

Ich schnäuze mir die Butterblumenreste aus der Nase. Sie fallen wie Eiter in eine Pfütze. Muss an Kaulquappen denken, die ich an den stillgelegten Gleisen im Morast fand und in ein Einmachglas steckte. Ein Gewimmel unzähliger Augen, die mich beobachteten. Versinke wieder in Gedanken an meine Kindheit.

Ich kann mich nicht gegen meine Erinnerungen wehren. Die Kolonie ist eine Geisterstadt, in der mir die Gespenster der Vergangenheit an jeder Ecke begegnen. Ja, eine Geisterstadt. Einige Häuser stehen schon leer. Türen und Fenster mit Brettern vernagelt. Über der Kolonie schwebt die Abrissbirne. Sehe ihren Schatten auf der Hauswand von Gänzler, der mal Gonczorek hieß. Ein Scheißtopf, der ein Kochtopf sein wollte. Machte den Bückling vor jedem Zechenbonzen. »Dir zu Ehren, uns zum Nutzen, wollen wir dir die Schuhe putzen.« Aber auch er bekam, wie alle anderen, einen Tritt in den Arsch. Aus Gänzler Kochtopf wurde wieder Gonczorek Scheißtopf. So auch Sander, vormals Schandrinski. Doch der alte Kauenwärter war weder Kochtopf noch Scheißtopf. Hatte nie einem Bonzen die Schuhe geputzt, und keiner sollte ihn mit einem Arschtritt aus seinem Haus befördern, das er sich liebevoll ausgebaut hatte für seinen Lebensabend. »Nur tot kriegen die mich hier raus.« Hielt Wort. Hängte sich in der Küche auf. »Einen alten Baum kann man nicht verpflanzen, mein Junge, nur fällen.« Wie die alte Trauerweide hinter unserem Stall. Auch sie wird fallen mit der Kolonie.

Ich sehe überall schwarze Männer mit pfeifenden Lungen, jeder ein Mutterklötzchen unter dem Arm. Ausgedientes Stempelholz, in konservengroße Stücke zersägt, wie sie der Alte von der Schicht nach Hause bringt. Ein Klötzchen für Mutter. Daher wohl der Name; ist doch das Anfeuern Frauen-, das Kleinhacken Männersache.

Ich sehe den Alten mit dem Beil in der Hand vor mir, fluchend, weil ich was ausgefressen habe, auf das Mutterklötzchen einschlagend, als läge ich auf dem Holzblock. Nehme die Beine in die Hand.

Das Beil zischt knapp an mir vorbei. Glück auf! »Bleib wach, Kalli, das Huhn werde ich nicht verfehlen. Es rupfen, ausnehmen, kochen und in die Tasse damit.« »Maggi nicht vergessen, mein Junge.« »Nur ein paar Löffel, Kalli, dann nehmen wir beide die Beine in die Hand, hauen ab aus der Trümmerkolonie, ab in den Süden, wo die Nächte kurz und die Tage lang.« So träume ich am Ende jener Nacht, Kallis Kompass in der Hand, den er mir schenkte mit den Worten: »Hau ab, mein Junge.« »Ja, genug geträumt, Kalli.« Drehe mich in Richtung Süden und marschiere los. Sehe weder nach links noch nach rechts, starre nur auf die zitternde Nadel.

Ich lande kopfüber in einem Rosenbusch. Krieche aus dem Dornengestrüpp mit zerkratztem Gesicht und blutenden Händen. Über mir die schwarzen Männer mit pfeifenden Lungen, hämisch lachend wie die Ministranten, als ich den fallenden Jesus unter der Last des Kreuzes zum Besten gab, der Bluthund mich dafür im Namen des Herrn hinter der Schützenhalle zusammenschlug, bis es in meinen Ohren klingelte. So lernte ich, dass man höhnisches Gelächter und Prügel erntet, wenn man fällt. »Steh auf, mein Junge! Und jammere nicht!«

Ich rappele mich hoch. Lasse den Kompass im Rosenbusch liegen. Süden ist da, wo Kalli ist. Und wo Kalli ist, weiß ich ohne Kompass. Auch, wo ich ein Huhn finde. Borowskis Stall kann nicht mehr weit sein. Wolken ziehen auf. Das Morgenrot verblasst hinter ihnen wie das Abendrot. Nacht kehrt wieder ein, dank meiner geliebten Wolken. Nacht, die mich hoffen lässt. »Dumm gelaufen, Freund Hein! Kalli hat es sich noch mal überlegt.« Der Sensemann wird sang- und klanglos das Feld räumen müssen. »Das Gemeine geht klanglos, Kalli.« »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, mein Junge!« »Aber jetzt ist jetzt, Kalli. Jetzt musst du deine letzte Grubenfahrt noch nicht antreten. Jetzt gehen wir beide auf die Walz. Etwas Besseres als den Tod finden wir überall. Niemand wird uns aufhalten. Die Gespenster der Vergangenheit sind tot wie die steintoten Wälder, tot wie die blutigen Helden, gehüllt in modrige schwarze Fahnen. Wollen uns nichts mehr erzählen, da ihre Tat schon nichts galt.«

Ich spüre unter meinen Füßen die Erde beben. Knie nieder. Ohr am Boden. Höre Pferdegetrappel. »Das waren blutige Zeiten, mein Junge, als berittene Gendarmen mit Säbeln auf die Männer einschlugen. Das Pflaster voller Blut. Frauen warfen sich schreiend auf ihre Männer. Wacht auf, Verdammte dieser Erde! Vergeblich, mein Junge. Über Tage wie unter Tage.« Trommele mit beiden Fäusten auf den Boden. »Bleibt wach, Kameraden! Wir holen euch raus. Zählt bis hundert, betet, flucht. Nur nicht einschlafen. Rettung naht!« »Vergeblich, mein Junge. Unter Tage wie über Tage.«

Ich stehe auf. Sehe zwischen den Häusern einen Knappenchor. Blutjunge Burschen in schwarzer Tracht, mit zusammengerollten schwarzen Fahnen, marschieren schweigend die Straße runter. Vorbei an Mädchen und Frauen, schwarz gekleidet, mit weißen Fliedersträußen in den Händen. Stehen da reglos, freudlos ihre Gesichter. Werfen den Flieder auf die Strasse und folgen den Knappen. Ein Gesang hallt aus der Ferne. »Wir graben unsere Gräber, wir schaufeln selbst uns ein, wir müssen Totengräber und Leich in einem sein.«

Ich gehe weiter. Die Wolken weinen. Ihre Tränen laufen über mein Gesicht. Oder sind es meine Tränen? Aber warum weine ich? »Genug geweint! Schluck es runter, mein Junge. Und hau ab!« »Wohin abhauen ohne dich? Nie und nimmer.«

Ich trotte durch den nun prasselnden Regen. Ein Straßenkötter, der nachts durch die Kolonie streunt auf der Suche nach etwas Fressbarem. Stolpere über eine Mülltonne. »Attacke!« Schmeiße die blecherne Tonne um, dass es nur so scheppert. Tanze mit dem Regen auf Knochen und Asche. Atme den süßlichen Geruch der Verwesung. Parfüm, das mich betäubt. Schwanke. Torkele. Knalle gegen eine Tür, verziert mit Hammer und Schlägel.

Ich stehe vor Borowskis Haus, sein Hühnerstall in meinem Rücken. Drehe mich um und stolpere ins Leere. Borowskis Stall – vom Erdboden verschluckt. Ein Graben zu meinen Füßen. Auf seinem Grund Kallis schwarzer Fleck. Nacktheit und Grausamkeit. Sehe im Graben Mutters Geschlecht. Die Schamlippen ein Morgenrot. »Halleluja!« Der Regen hat aufgehört. Wolkenlos der rosarot

schimmernde Himmel. Ein Sämann mir gegenüber wirft seinen Schatten auf mich und Saatgut in den Graben. »Wer im Leben Liebe säte, wird im Tode Liebe ernten.« »Nein, mein Junge. Das war der Krieg. Angetreten zur Resteverwertung.« »Aber, Kalli ... « »Kein aber, mein Junge. Keine Ausreden, kein Verzeihen und kein Vergessen.« »Wollte nicht vergessen, Kalli. Nur verstehen.« »Wem nützt es, mein Junge? Den Toten nicht und die Lebenden schlachten weiter.«

Ich schwanke am Abgrund. Mache auf dem Absatz kehrt. Vor mir ein riesiger Acker, der mir wie ein wogendes Meer erscheint. Am Horizont, winzig klein, die Kolonie – eine Insel. Der unerträgliche Gestank nach Gülle und Lehm erinnert mich an meinen Auftrag. Stapfe mühsam durch die tiefen Furchen, mit der Angst im Nacken im Morast zu versinken. Folge meinem langen Schatten, der in Richtung Kolonie fällt, die mir noch immer als Insel erscheint, die größer wird mit jedem Schnaufer, als blase ich einen Ballon auf. Mir wird schwarz vor Augen, bleibe stehen, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

Ich komme wieder zu Kräften. Mein Blick klärt sich. Quäle mich weiter, Schritt für Schritt. Merke, dass ich auf der Stelle trete. Komme nicht weiter, aber die Insel kommt näher. Immer näher. Doch es ist keine Insel. Auch nicht die Kolonie. Eine Menschenmasse, formiert in einem Zug, marschiert auf mich zu. Vorneweg der Knappenchor. Jeder Knappe mit weißer Maske und einem Spaten bewaffnet. Im Schleppe Männer, Frauen und Kinder, die schwarze Fahnen schwenken. Sie alle paradieren in Dreierreihen an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, obwohl viele von ihnen mich kennen, so wie ich sie kenne. Tote und Lebende, auch wenn sie mir leibhaftig nie begegnet sind, selbst Menschen aus meinen Träumen, Menschen aus Kallis Leben und seinen Geschichten – sie alle, bis auf die maskierten Knappen, kenne und erkenne ich. Mit den Kindern, die schwarze Fahnen schwenken, endet der gespenstische Zug und verschwindet in der Dunkelheit.

Ich drehe mich um. Der kleine Lockenkopf steht vor mir. Er streckt mir einen Kohlebrocken entgegen. Er spricht zu mir. Doch

ich höre ihn nicht. Nur »Kalli« lese ich von seinen Lippen. »Was ist mit Kalli?« Der kleine Lockenkopf schreit mich an, aber ich vernehme keinen Laut. Ertrage die Stille nicht und halte mir die Ohren zu. Schließe die Augen. Der Spuk hat ein Ende. Die Geräusche der Nacht dringen wieder an mein Ohr. Öffne meine Augen. Vor mir eine Nebelwand, in die ich eintauche.

Ich stehe wieder auf dem Hofgang. Bin froh, dass sie alle ausgezogen sind aus der Kolonie. Nur ihre Schatten haben sie zurückgelassen. Auf dem Boden, an den Wänden. Auch ich, ein Schatten meiner selbst. »Hau ab, mein Junge. Immer der Sonne entgegen, dann fallen die Schatten hinter dich.« »Nein, Kalli, wenn die Sonne aufgeht, ist es zu spät. Auch dein Schatten wird dann hinter mich fallen.«

Ich renne los, springe über die Schatten, selbst über meinen eigenen. Renne, bis meine Lungen nichts mehr hergeben. Lehne mich an eine Hauswand. Sinke nieder.

Ich erwache auf einer Steintreppe sitzend, mit gekreuzten Beinen und hängendem Kopf. Muss kurz eingenickt sein, denn die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Aber das Morgenrot am Ende des Hofgangs leuchtet heller als zuvor und wirft einen roten Schleier über den Himmel, der jedoch der Dunkelheit am Boden nichts anhaben kann. Ich genieße das Zwielficht. Empfinde es als schön und schauerlich zugleich. Ein Schild über der Stalltür gegenüber fällt mir ins Auge. »Hugo's Hühnerparadies«. Endlich. Ich bin im Paradies angekommen.

Ich stehe vor der Stalltür. Sie steht einen Spalt weit auf, durch den ein schwaches flackerndes Licht aus dem Stall fällt. Vielleicht ist Hühnerhugo schon in aller Frühe aufgestanden, um seine Hühner zu füttern. Lausche. Höre sein ›Puttputtputt‹ nicht und bin mir sicher, dass er noch schläft. Fasse Mut, die Tür zu öffnen. Doch halte inne. Es geht mir durch den Kopf, dass ich in meinem ganzen Leben weder ein Huhn getötet noch gesehen habe, wie es getötet wurde. Weiß nur, dass man mit einem Beil zu Werke geht. Habe natürlich nicht daran gedacht ein Beil von Zuhause mitzunehmen. Mir bleibt also nur, dem Huhn den Kopf umzudrehen. Ein Schauer läuft mir über den Rücken.

Ich sehe die Schlächter. Ein Schwein nach dem anderen schießen sie in den Kopf. Ziehen die noch zuckenden Tiere an Haken hoch und stoßen ihnen ihre Messer in die Rippen. Wie Wäsche auf der Leine hängen sie da und bluten aus. Dann verschwinden sie in einer Dampfwolke im Inneren des Schlachthofs.

Ich reiße mich zusammen. Stoße mit dem Fuß die Tür auf und trete in den Stall. Mein Blick fällt auf einen brennenden Kerzenstummel am Boden. Daher das schwache flackernde Licht. Entdecke ein Huhn auf einer Stange. Schauge mich um nach anderen Hühnern. Fehlanzeige. Mache mir keine Gedanken darüber, warum nur ein Huhn im Stall ist. Auch nicht, warum eine Kerze im Stall brennt. Aber anstatt sofort zu handeln, starre ich gebannt auf die Kerze und denke nur daran, dass ich dem Huhn den Kopf umdrehen muss, bevor die Kerze ausgeht. »Hilf mir, Kalli!« Doch Kalli kann mir nicht helfen. Aber ich kann doch nicht mit leeren Händen an Kallis Bett treten. Nein!

Ich stehe wie angewurzelt in »Hugos Hühnerparadies« und starre in das Licht, bis die Kerze erlischt. Dunkelheit fällt wie ein schwarzes Tuch über mich, darauf ein dünner Lichtstrahl durch das kleine verdreckte Fenster des Stalls auf mich. Auch wenn ich die Sonne nicht sehe, spüre ich doch ihre Wärme auf meinen Armen. Erschrecke nicht darüber, dass die Nacht vorbei ist, denn ich sehe das Huhn, das noch immer auf der Stange hockt. Als hätte die Sonne mir Kraft gegeben, überwinde ich mich. Blitzschnell ergreife ich mit beiden Händen seinen Hals und reiße es von der Stange. Das Huhn flattert wild mit seinen gestutzten Flügeln. Zappelt wie ein Fisch an der Angel. Ich drehe ihm den Hals um, wie man einen nassen Lappen auswringt. Drehe und drehe, bis der Kopf abreißt. Das Blut spritzt mir aus seinem Hals direkt ins Gesicht. Ich bin weder schockiert noch ekelt es mich. Werfe den Hühnerkopf fort, packe das Huhn an den Füßen, halte es hoch und lasse es ausbluten.

Ich sehe zu meinen Füßen eine Blutlache, die mich in Form und Farbe an eine rote Sonne erinnert. Durch den hellen Boden voller Hühnerkacke scheint sie zu glühen. Ich versinke in ihr feuriges Rot und vergesse, was ich getan habe. Knie nieder und lege das Huhn

zur Seite. Zeichne mit dem Finger einen Horizont in den weichen Boden. Darunter ein Haus und zwei Strichmännchen. Stehe auf und betrachte mein Werk. »Noch scheint uns die Sonne, Kalli. Alles wird gut.« Hebe das Huhn auf, stopfe es mir wie ein Kissen unters Hemd und verlasse den Stall.

Ich blinzele. Die Sonne am Ende des Hofgangs blendet mich. Doch ich muss der Sonne nicht entgegen laufen und drehe ihr den Rücken zu. Sie wirft meinen langen Schatten vor mir her. Ihm folgend laufe ich den Hofgang runter. Ohne Angst, jemandem zu begegnen, erreiche ich unser Haus. Will hoch zum Fenster und sehe, dass es geschlossen ist.

Ich laufe zur Haustür. Der kleine Lockenkopf sitzt auf der Treppe. Er schaut mich an, als sei ich ein Gespenst. »Wie heißt du?« Ich versinke in seinen großen Augen und kann nichts sagen. »Jeder hat doch einen Namen?« Mein Hals ist wie zugeschnürt. »Soll ich ihn raten?« Ich nicke, voller Hoffnung, dass der kleine Lockenkopf meinen Namen weiß. »Du heißt ... du heißt ... « Er grübelt. Doch nicht ein Name kommt über seine Lippen. Da bricht es aus mir heraus. »Kalli heiße ich, mein Junge.« Der kleine Lockenkopf springt wie vom Blitz getroffen auf und schüttelt heftig den Kopf. »Nein, du lügst! Kalli ist tot!« Dann rennt er heulend den Hofgang runter, der Morgensonne entgegen. »Tot! Tot! Tot!«

Ich will die Wahrheit, mit der mich der kleine Lockenkopf zurücklässt, nicht wahrhaben. In dieser Nacht an Kallis Bett. Und in allen Nächten, in denen ich Wache halte an seinem, meinem Bett.

Pottasche

von Frauke Pahlke

Ich hasse das Ruhrgebiet. Seit vier Jahren. Bevor ich herkam, war das nicht der Fall. Ich hatte nicht davon geträumt, hierher zu ziehen, aber ich dachte immer, der Pott brummt. Ich hatte Industrieroantik im Kopf, den Charme des Rauhen, Schwarzweiß. Ich hatte »Milch und Kohle« von Ralf Rothmann gelesen, kannte Fotos von Bernd und Hilla Becher und Bilder der Industriekathedralen, die jetzt Spielstätten für Tanzhäuser und Theaterfestivals sind. Aus dem Radio kannte ich die Verkehrsnachrichten, den ständigen Kollaps auf den Autobahnen dieser Gegend. Im Radio hatte ich aber auch über geschlossene Zechen gehört, die nun, inzwischen von Bäumen und Sträuchern überwuchert, bedrohten Vögeln einen Lebensraum bieten. Und ich hatte einen Grund, doch darüber spreche ich nicht.

Ich kannte niemanden. Meine erste Wohnung war nahe der Jahrhunderthalle, in Goldhamme. Toller Name, der nicht hielt, was er versprach. Stattdessen höchstens Altgold, Spuren von Haldenbrand, Pottasche, Aschenkaputt. Die vollendete Glanzlosigkeit. Die Kneipe an der Ecke hieß New Life. So heißen nur Kneipen, in die Menschen gehen, in deren Leben nicht viel Hoffnung auf Veränderung besteht, abgesehen von einem steigenden und fallenden Promillepegel vielleicht.

Ich kam im Herbst. An den Straßenrändern standen große Gitterbehälter, auf denen Schilder angebracht waren: »NUR LAUB«. Die feuchten welken Blätter häuften sich darin. Männer ohne Hörschutz bliesen mit lärmenden Maschinen Laub und Zweige von den Gehwegen und füllten sie in die rostigen Körbe. Sie gingen ihrer lauten Arbeit nach und hinterließen Spuren, indem sie forträumten, was von den Bäumen herabgefallen oder von Passanten fortgeworfen worden war. Manchmal landeten in den Gitterbehältern Fetzen von Plastikverpackungen, zerknittert, die bunten Farben

stumpf von feinkörnigen Schlieren. Ich schloss die Fenster, sobald ich von fern die Maschinen hörte, oder hielt mir die Ohren zu, wenn ich auf der Straße in einen Reinigungsstrupp geriet und wunderte mich, wie die Männer den Lärm ertrugen. Vielleicht waren sie schon halb taub.

Nach Einbruch der Dämmerung wurden die Rollläden heruntergelassen, vor allem in den Erdgeschosswohnungen, und es dauerte eine lange Weile, bis die Laternen ansprangen. Es war ungewohnt dunkel in den Straßen. Manchmal zuckte das fahle Licht der Bildschirme hinaus in die sonderbare Stimmung nach der blauen Stunde, wenn der diesige Himmel sich in ein Lila verströmte, das am oberen Rand in Orange und Schwefel überging. Auch waren die Straßen ungewohnt verlassen außerhalb der Stadtmitte, dem Bermuda-Dreieck. Dafür drang noch bis in die Wohn- und Naherholungsgebiete ein ständiges Rauschen von den Schnellstraßen vor. Auf ihnen waren immer irgendwelche Menschen in Bewegung. Wenn die Laster hupten, erinnerte der Ton ein bisschen an die großen Schiffe in einem Hafen. Oben blinkten die Lichter der Flugzeuge. Eine bis dahin ungekannte Angst stieg in mir auf, abends allein draußen zu sein. Wenn ich auf jemanden traf, beschleunigte ich meine Schritte. Selbst deren Klang noch machte mir Angst, so hektisch hallten sie über den Asphalt. Ich kaufte mir eine Dose Pfefferspray und trug sie bei mir, wenn ich am Abend ausging. Ein wenig schämte ich mich dafür.

Bei meinen Streifzügen durch die fremde Stadt, die doch auch zu der meinen werden sollte, wurden mir die Häuser zum Gegenüber. Manchmal schlossen sie sich lückenlos aneinander, gaben nicht preis, was hinter ihnen lag, Gärten oder Garagenhöfe etwa, und sperrten diejenigen, die außerhalb ihrer Mauern standen, einmal mehr aus. Ab und zu lagen die Häuser wie ineinander verkantet, als hätte sie jemand durcheinander gewürfelt, oder im Laufe der Jahre aus großer Höhe einfach immer wieder neue Gebäude hinabstürzen lassen, ohne Rücksicht auf die bestehenden. Und dann gab es zahlreiche kleine Siedlungen, deren Bauten alle gleich oder sehr ähnlich aussahen. Einige der älteren waren englischen Arbeiter-

siedlungen nachgebildet, mit dunklem Backstein. Es gab Siedlungen, deren Bungalows mit ihren schiefergetäfelten Außenwänden kubusförmigen Panzertieren glichen. An regnerischen Tagen hielt ich den Anblick kaum aus.

Viele Fassaden der älteren Häuser, entstanden nach der vorletzten Jahrhundertwende, erinnerten an einen Schacht: Der Eingang war oft so gestaltet, dass die Türen tief im Mauerwerk lagen. Manchmal waren diese Öffnungen sogar schräg gestellt, wie ein Trichter, zulaufend auf einen unsichtbaren Punkt jenseits der Türen. Auch bei den Nachkriegsbauten gab es hin und wieder diese Schrägstellung, von der ein Sog ausging, nur waren hier die Mauern nicht so dick. Häufig wurde ein geriffelter heller Stein verwendet, um die Öffnung zu rahmen. Über der Haustür lag meist das Treppenhaus mit seinen Fenstern, von der restlichen Fassade abgehoben mit leicht vorragenden Elementen aus Stein, vielfach auch durch den Anstrich. Ich fragte mich, ob sich irgendwann einmal jemand ganz bewusst diese Eingangsschächte ausgedacht hatte.

Oft befanden sich sehr schöne Griffe an den Türen. Am liebsten mochte ich die kugelrunden Knäufe. Dem matt glänzenden Metall waren die vielen Hände anzusehen, die schon danach gegriffen hatten. Ich fotografierte die Klinken und die Schachtfassaden. Einmal wurde ich dabei von einer argwöhnischen Bewohnerin beobachtet. Sie stieß das Fenster auf und wollte wissen, wofür ich die Fotos machte. Sie glaubte mir nicht, dass ich es aus bloßem Gefallen tat. Als ich ihr anbot, ihr später Abzüge von den Aufnahmen zu geben, lehnte sie ab. Ich hörte auf, fremde Hauseingänge zu fotografieren.

Ich wohnte in einer der gedrungenen Mietskasernen, von denen so viele in großer Hast erbaut worden waren, um möglichst schnell möglichst viele Bergleute und Gastarbeiter unterzubringen, oder eher zu verstauen, hineinzustopfen für eine Ablage nach der Schicht. Eine Schachtfassade hatte sie nicht, doch in anderer Weise war sie typisch für die Gegend. Der Putz war mit den Jahren tief grau geworden, es war kaum möglich zu sagen, welche Farbe er einmal gehabt haben mochte. Um der Tristesse etwas entgegen zu setzen, waren auf die Mauern, dort, wo sie sich für die Fenster

öffneten, leuchtend weiße Rahmen gemalt worden – wie mit hellem Kajal umrandete Augen.

In meinem Stadtteil schien fast jeder einen Hund zu besitzen. Über mir wohnte Uta zusammen mit ihrem Kläffer Isi und ihrem Fernseher, den sie auch zum Musikhören benutzte. Wenn der Hund in der Wohnung umherlief, hörte ich, wie sein geringes Gewicht die Dielen knarren ließ. Wenn Uta telefonierte, hörte ich jedes Detail, das sie mit ihrer heiseren dunklen Stimme jemand anderem als mir erzählte. Im Treppenhaus klirrten die Flaschen, wenn sie kam und ging. Auf den mit Ochsenblut lackierten Stufen lag Asche verstreut. Es war laut. Ich hatte Liebeskummer. Uta hatte bald einen neuen Lover, der hatte auch einen Hund, einen Boxer. Es wurde noch lauter. Oft sah ich sie zusammen die Straße überqueren, wenn ich am Schreibtisch saß. Ich war froh, wenn sie das New Life betraten und nicht froh, wenn sie ihre Schritte zur Trinkhalle lenkten. Dann würden sie bald wiederkommen, den Fernseher anstellen, sich zu Hause betrinken, schnarrend in Lachen ausbrechen mit einer solchen Heftigkeit als würde ihnen die Brust aufplatzen, und durch die Wohnung torkelnd Flaschen umstoßen.

Besinnungsloses Gerammel zwei Meter fünfzig über mir raubte mir den letzten Schlaf, dazu das vereinte Bellen von Boxer und Yorkshire. Ich wartete ab. Bat um Ruhe. Uta sah mich überrascht aus ihren blauschwarz geschminkten Augen an. Sie sagte Schätzchen zu mir, entschuldigte sich und versprach lächelnd, sie würde leiser sein. Sie vergaß es sofort wieder. Ich nutzte jede Gelegenheit, nicht in der Wohnung, nicht in der Stadt sein zu müssen. Wenn ich von irgendwoher zurückkehrte, geschah es mit anhaltendem Widerwillen. Die Frauenstimme, die aus den Lautsprechern der Straßenbahn ertönte und die Haltestellen mitteilte, ging am Ende der Ansage nach oben. Für mich klang es eher nach einer Frage als nach einer Durchsage, wenn sie meine Station nannte – hier ist es, willst du nicht aussteigen? Nein. In der Adventszeit ersetzte an jeder zweiten Haltestelle ein Männerchor die übliche Frauenstimme und dehnte die Namen in einen lächerlich schallenden Singsang. Ich stieg aus und schaute schon von weitem, ob in der

Wohnung über mir Licht war. Ich ging ins Haus und hörte früh im Flur den Fernseher meiner Nachbarin.

Ich tat Dinge, die ich nicht von mir erwartet hätte: Ich rammte brüllend einen Schrubber gegen die Decke, wo er sofort tiefe Dellen hinterließ, und rief die Polizei wegen Ruhestörung. Ich bekam Streit mit Utas Junkie-Freund und installierte eine Sicherheitskette an der Wohnungstür. Utas Freund sagte, ich bräuchte wohl einen Mann. Und Uta sagte, ich hätte noch nie richtig gelebt. Schätzchen sagte sie mir nicht wieder. Nach einigen Wochen fing ich an, nach einer neuen Wohnung zu suchen. Wenig später war Utas Lover tot. Ich zog aus. Hasste das Ruhrgebiet.

Ich zog vom Westen in den Osten der Stadt. Das neue Viertel war freundlicher, zugänglicher, dennoch kam ich nicht an. Ich konnte mich nicht gewöhnen. Meine Straßenbahnlinie war dieselbe wie vorher, es lagen acht Stationen zwischen der neuen und der alten Wohnung. Ich fuhr nie wieder dorthin zurück. Mittlerweile hatte man begonnen, einen Teil der Strecke unter die Erde zu legen. Nur ein Brocken des Aktionismus, der seit Bekanntgabe der Kulturhauptstadt 2010 ausgebrochen war. Oben sollte ein Boulevard durch die Innenstadt gebaut werden; heraus kam eine zugige Schneise, eine sehr breite und sehr lange Fläche mit ein paar Biegungen. Es dauerte Monate, bis die Schienen entfernt und der Asphalt aufgerissen waren. Dann wurden Pflastersteine verlegt, die teuer aussahen und nicht recht zu den Fassaden passen wollten, an die sie grenzten. Sie waren glatt, bei Nässe rutschte man leicht auf ihnen aus. Ihr Grau setzte sich fort in den stählernen Bänken, die nun den Boulevard säumten und auch in den neuen U-Bahn-Stationen aufgestellt wurden. Die edlen Objekte waren unverwüstlich, und eigentlich nicht benutzbar. Im Sommer wurden sie zu heiß, in den kalten Jahreszeiten viel zu kalt, um darauf sitzen zu können. Sie waren zu kurz, um darauf zu liegen, außerdem trennten flache Bügel kleine Sitzparzellen ab, die sich abweisend gegen jeden Rücken gestemmt hätten, der auf einer der Bänke Erholung gesucht hätte. Die neuen Wartehäuschen der Bushaltestellen waren Produkte einer Architektur, die nach zeitlosem Aussehen strebte und

kein bisschen zeitlos war. Zwischen Glasdach und -wänden befand sich ein Spalt, durch den der Wind zog und der Regen einfiel. Lampen aus Stahl und Glas und mit blauem Licht machten den sterilen Schick perfekt.

Einmal traf ich Uta dort zufällig auf der Straße, neben dem Rathaus. Ich erkannte sie erst, als wir schon fast aneinander vorüber gegangen waren. Sie bemerkte mich nicht, ihre grünen Augen, blauschwarz umrandet wie früher, waren blickleer, fern, als gehörten sie nicht zu ihrem Gesicht. Isi knurrte mich an. Ich brauchte fast einen ganzen Tag, um mich von dem beklemmenden Gefühl zu erholen, das die kurze Begegnung bei mir hinterließ.

Die Häuser ducken sich unter einem tief hängenden Himmel. Die Trostlosigkeit staucht mir den Kopf zwischen die Schultern. Westend, am Lichtrand, an der Schattengrenze. Abstich an der Stahlkante: Ort des Widerwillens, des Fortwollens. Wenn ich gehe, werde ich etwas vermissen? Vielleicht. I just killed a darling.

Der Soldat Hauptgefreiter Schalke

von Roman Milenski

Diese verfluchte dunkelblaue Jogginghose. An ihren Seiten prangen in weiß die berühmten drei Streifen. Es ist Samstagabend und Sebastian trägt wieder diese Hose. Und die weißen Tennissocken. Wieder ein Paar von diesen beschissenen Socken, die schon so alt und oft gewaschen waren, dass sie aussehen als wären sie aus Frottee. Sie hüllen zwei Füße ein, die es sich auf dem gläsernen Beistelltisch vor mir gemütlich gemacht haben. Sebastian verschränkt seine Arme und lehnt sich mit störrischer Gelassenheit tief in seinen ledernen Chefsessel. Passend dazu hat er einen schon widerlich selbstzufriedenen, grinsenden Gesichtsausdruck aufgelegt. So muss Helmut Schön ausgesehen haben, der immer eine ähnliche Jogginghose getragen hat, kurz bevor das WM-Finale 74 abgepfiffen wurde und klar war, dass die Holländer kein Tor mehr schießen würden. Nichts kann Sebastian jetzt aus der Ruhe bringen. Er schaut einfach stur geradeaus auf den riesigen Fernsehbildschirm, worauf Sylvester Stallone in *Over The Top* mit seinem monströs anabolen Bizeps einen Kontrahenten im Armdrücken in die Knie zu zwingen versucht und sein Gesicht dabei verzieht, als hätte er einen Schlaganfall. Wir lachen herzlich. Wir lachen so herzlich wie jedes Mal, wenn wir diese Szene sehen.

»Geil, ne?«, fragt Sebastian.

Ich erwidere nichts. Er kennt die Antwort ja. Stattdessen wende ich meinen Kopf nach links und betrachte Sebastian eine Minute lang im Profil. Er bemerkt noch nicht einmal, dass ich ihn anstarre.

Seit einigen Monaten hocke ich fast jeden Samstagabend auf Sebastians Sofa und wir sehen uns Filme an, vorzugsweise klassisches Actionkino. Entweder sind wir verkatert oder wissen nichts Besseres mit uns anzufangen oder beides. Die meisten Filme könnten wir auch schon selber auswendig nachspielen. Das wäre sicher-

lich aufregender. Im Gegensatz zu Sebastian zweifle ich schon längst an diesem Lebensstil. Um ehrlich zu sein bin ich mehr als gelangweilt. Angekotzt. Von mir, ihm, allen meinen Freunden und der ganzen Situation. *Over The Top* neigt sich dem Ende. Sebastian hat noch einen Film ausgeliehen. Was Neuere. Ich sehe die DVD auf seinem Schreibtisch liegen. Auf dem Cover guckt Nicolas Cage dämlich aus der Wäsche. Auch ich habe meine Prinzipien und mich schon vor Jahren davon verabschiedet, mir jeden Müll anzusehen. Ich habe sowieso keine Lust mehr. Mit dem Vorwand müde zu sein verabschiede ich mich.

Ich laufe an einem kühlen, klaren Novemberabend durch die alte Zechensiedlung, in der Sebastian noch bei seinen Eltern wohnt, nach Hause. In der Dunkelheit sieht hier alles besser aus. Die dreckigen, schwarz verrußten Fassaden der Häuser sind nicht zu erkennen. An einem Kiosk steht ein älterer Mann mit Bierflasche und diskutiert mit dem Kioskbesitzer, der seinen Kopf durch ein winziges Fenster zwischen kleinen Schnapsflaschen, Lakritzen und Wundertüten nach draußen streckt. Die beiden reden über Schalke. Vielleicht klappt es ja diese Saison mit der Meisterschaft. Vielleicht. Vielleicht siegt auch die Dreistigkeit der Jugendlichen, die hinter dem älteren Mann vor der Bude stehen und trotz Minderjährigkeit nach einer Flasche Wodka fragen. Wie es ausgeht bekomme ich nicht mehr mit. Die kalte Luft tut gut. In der Dunkelheit verliere ich mich wieder in Gedanken. Ich entscheide mich heute noch zurück in die Kaserne zu fahren und die nächsten Wochen bis Weihnachten dort zu verbringen. Mitten am Wochenende. Grundlos. Hauptsache weg hier. Die letzten Wochen meiner Bundeswehrdienstzeit noch einmal für etwas Abstand nutzen. Der Grund dafür, dass ich bei der Bundeswehr bin, ist überhaupt eine Flucht, sonst nichts. Ich habe mir lange vorgegaukelt, dass ich es aus Abenteuerlust, der Erfahrung wegen und um ein bisschen herumzukommen mache. Großartige Abenteuer und Erfahrungen sind dort aber Fehlangeize. Es sei denn, man bezeichnet Diskussionen mit besoffenen US-GIs während der Bewachung einer Ami-Kaserne als solche. Und auf das Rumkommen, das mir geboten wird, hätte ich auch verzichten

können. Von der Existenz exotischer Orte wie Frankenberg an der Eder, Idar-Oberstein oder Mosbach in Baden wusste ich bis dato noch nicht. Und sollten sie durch eine schlimme Naturkatastrophe jemals dem Erdboden gleich gemacht werden, würde sie wohl niemand vermissen. Nein, es war von Anfang an eine Flucht. Warum nach der Schule sofort studieren wie alle anderen? Ich dachte, wäre doch cool einen unkonventionelleren Weg zu wählen. Mal wegkommen von den immer gleichen Leuten und Abläufen. Raus aus Gelenkirchen. Raus aus dieser Stadt der ewig Gestrigen. Wo man sich im Angesicht des freien Falls und auf der Suche nach einer Identität nur noch auf irgendwelche verblassten Traditionen und auf den Fußball beruft. Ich musste raus. Sogar die nordhessische Pampa war mir dafür ganz recht.

Ein Geräusch weckt mich aus meinem Tiefschlaf. Es ist nicht unser Radiowecker auf der Stube, sondern das Vibrieren meines Handys, das neben meinem Kopfkissen liegt. Ich blicke auf das Display. Es zeigt eine SMS von Sebastian an, das heutige Datum und die momentane Uhrzeit. Freitagmorgen, halb sechs. Normalerweise terrorisiert uns die *Hallo wach*-Sendung von Radio FFH erst eine Stunde später mit Musik, für die die Interpreten und Radiomoderatoren gemeinsam an den Pranger gehören. Die größten Hits der 80er, 90er und von heute. Morgens meist so was wie Phil Collins – *Sussudio* oder U2 – *Elevation*. Drei Wochen am Stück habe ich es mittlerweile bei der Truppe ausgehalten. Das war zuvor nur selten der Fall und wenn, dann nicht freiwillig. Ich friste hier den normalen Bundeswehralltag: Kaffee trinken, FHM lesen, Fernsehen und auf Weiteres warten. Hin und wieder bekommt man als Beschäftigungstherapie irgendeine sporadische Aufgabe, wie LKW-Zubehör auf Vollständigkeit zu prüfen. Nach Dienstschluss werden dann Raubkopien von aktuellen Kinofilmen geguckt. Wahlweise kann man sich auch in Gruppen zusammenfinden, um *Call of Duty* auf dem Laptop zu spielen, wenn man in der Realität als Soldat schon nicht schießen darf. Die »aktiveren« und medial nicht so sehr veranlagten Soldaten stehen an ihren niveaulos getunten Autos

herum. Sie fachsimpeln oder fahren damit nach McDonalds. Wenn gar nichts mehr hilft wird gesoffen.

Ich lese die SMS von Sebastian: »Bin wieder Single, heute Abend Freiheit feiern. Bist du auch mal wieder im Lande?«

Eigentlich zieht mich noch nichts nach Hause. Andererseits musste ich in meinen drei Wochen non-stop Bundeswehr nur wieder erkennen, dass die Routine hier noch schlimmer ist. Da ich auch kein schlechter Freund sein will, ringe ich mich dazu durch, dass letzte Wochenende meiner Dienstzeit dann doch nicht mehr in der Kaserne zu verbringen und heute nach Hause zu fahren. Ich drehe mich wieder um und schlafe weiter. Eine Stunde später weckt mich das Radio. Wenigstens spielt es nicht Phil Collins.

Um halb zehn haben wir die erste Pause. Pause ist eigentlich die falsche Definition, denn dazu müsste man auch eine Aktivität vorübergehend einstellen. Ich gehe in unseren Kaffeeraum. Es ist der einzige Raum im Kompaniegebäude, der nicht ganz so ungemütlich wirkt wie der Rest. Er hebt sich durch eine urige Holzeinrichtung zumindest etwas von dem sonst so verfallenen, militärisch spartanischen Ambiente ab. Alt und verkommen ist das Mobiliar aber auch hier. Eigentlich wirkt das Ensemble wie aus einer schäbigen Eckkneipe gestohlen. Auf der linken Seite steht eine Theke mit Hockern davor und Spüle, Kühlschrank sowie Mikrowelle dahinter. Ein wehrdienstleistender Gefreiter, den die Vorgesetzten als selbst für die Bundeswehr zu blöd befunden haben, serviert dort, gegen einen kleinen Beitrag für die Kaffeekasse, Getränke und Snacks. Mit dem Anvertrauen dieser Aufgabe hat man einen schönen Vorwand gefunden, um ihm keine Waffe mehr in die Hand drücken zu müssen. Ich lasse mir von ihm einen schwarzen Kaffee eingießen, mit dem wir auch Löcher in unseren Panzerfahrzeugen flicken, bezahle und setze mich zu einigen anderen vor den Fernseher. Im Kaffeeraum gibt es sogar Premiere. Ein Hauptgefreiter zappt die Spatenkanäle durch und bleibt auf dem Discovery Channel bei einer Dokumentation über eine Tuningwerkstatt stehen. Auf einmal wird die Tür brutal aufgerissen und jemand brüllt. Es ist unser Spieß, von allen auch nur liebevoll Schreihals genannt. Ein hochge-

wachsener, bulliger und kühner, alter Stabsfeldwebel mit grauem Schnurrbart und ebenso grauen, kurz geschnittenen Haaren. Ich mag ihn. Als ich seine laute Stimme erkenne, muss ich schon grinsen, ohne dass ich überhaupt akustisch bereits verstanden habe, was er da brüllt. Das Klischee vom unbarmherzigen Militärspieß erfüllt er aber höchstens äußerlich. Dieser Mann ist in Wahrheit der herzlichste, sympathischste, kommunikativste, fürsorglichste und kompetenteste Mensch, den ich bei der Bundeswehr je kennen gelernt habe. Solche Typen sind hier selten und fallen einem deshalb umso mehr positiv auf.

»Was guckt ihr denn da schon wieder für einen Scheiß!?!« Trotz seiner Lautstärke und der derben Wortwahl kommt seine Frage einfach nur sympathisch rüber. Man brauchte jetzt auch keinen Ärger befürchten, weil man fernsieht. Dazu ist er ein zu guter Mensch. Niemand antwortet ihm. Alle gucken ihn nur an, wie kleine Kinder, die vor dem Nikolaus stehen.

Der Spieß guckt in die Runde, schüttelt den Kopf, dreht sich in Richtung Theke und nuschelt: »Ach, is nix los mit euch faulen Fernmeldern hier. Wenn ihr wenigstens 'nen schicken Western mit John Wayne gucken würdet.«

Irgendwie tut er mir Leid. Er ist ein alter Infanterist und mit Leib und Seele Soldat. Nicht weil er ideologisch so hinter diesem Job steht, er scheint einfach Spaß an freier Natur zu haben. Wenn wir auf einem Truppenübungsplatz im Dreck liegen, dann blüht er auf. Zu seinem Leidwesen kommt das bei uns faulen Fernmeldern zu selten vor und so ist er fast ausschließlich zum Bürohengst mutiert. Er erinnert mich an einen stolzen Tiger, der in Freiheit im indischen Dschungel oder wo auch immer, geboren und dort gefangen wurde, und jetzt ein trostloses Leben in einem Wildpark in der deutschen Provinz hat.

Der trottelige Gefreite hinter der Theke serviert dem Spieß seine Tasse Kaffee. Er setzt sich damit neben mich, blickt mich an und redet los: »Na, Hauptgefreiter Schalke? Sachen schon gepackt? Nächste Woche hast' es ja geschafft.«

»Ja, alles fertig, Herr Stabsfeldwebel«, antworte ich zackig.

Als ich damals nach der Grundausbildung in die Kompanie kam, hatte ich beim ersten Sport ein Schalke-Trikot an. Seitdem spricht mich der Spieß nur noch mit meinem jeweiligen Dienstgrad und Schalke anstelle meines Nachnamens an. Er ist glühender Schalke-Fan und als er dann auch noch in meiner Akte gesehen hat, dass ich aus Gelsenkirchen komme, avancierte ich schnell zu einem seiner Lieblinge. Ich verstand endlich was mein Vater meinte, als er zu mir als Kind immer gesagt hat: »Junge, mit Schalke machst du dir überall Freunde.« Und einen Freund wie den Spieß zu haben, erleichterte meine Situation hier erheblich.

»Bestens!«, lobt mich der Spieß. »Immer bereit. Das ist feinste alte Militärtradition. Du musst aber mal mitkommen. Wir müssen den Papierkram für deinen Abschied nächste Woche erledigen.«

Ich folge ihm hinaus aus dem Kaffeeraum und auf die andere Seite des Flurs in sein Büro. Überall an den Wänden, auf den Regalen und dem Tisch stehen oder hängen Bilder, Zeitungsartikel, Urkunden, Auszeichnungen, Orden und Erinnerungsstücke von Auslandseinsätzen. Und natürlich ein Schalke-Wimpel. Wir setzen uns an seinen Bürotisch.

»Und? Wird's dieses Jahr endlich was mit der Meisterschaft?«, fragt er mich nach meiner Expertenmeinung.

»Sieht ja mal wieder nicht schlecht aus, aber kommt eigentlich zu überraschend. Ich glaube das halten die nicht durch.«

»Quatsch! Immer positiv denken.«

»Das positive Denken habe ich bei der Bundeswehr verlernt, Herr Stabsfeldwebel.«

Der Spieß reagiert nicht böse auf diesen flapsigen Spruch. Seine Miene sieht eher verständnisvoll aus. Er holt ein paar Zettel aus meiner Akte, die die ganze Zeit vor ihm auf dem Tisch lag, heraus und legt sie mir zum Unterschreiben herüber. Meinen Kommentar kann der Spieß natürlich nicht ganz ohne eine Weisheit von sich stehen lassen: »Naja, du wirst schon irgendeine Moral aus deiner Zeit hier ziehen. Früher oder später wirst du darauf kommen.«

Ich gebe ihm die unterschriebenen Zettel wieder und blicke zu ihm hoch. Er lächelt mich an.

»Du kannst dann für heute Dienstschluss machen. Geht schon in Ordnung. Ich kümmerge mich darum.«

Sein Angebot schlage ich natürlich nicht aus. Ich gehe hinunter in meine Stube, greife mir meinen Seesack mit meiner Dreckswäsche und dem Kulturbeutel darin und verlasse schnellstmöglich die Kaserne, bevor irgendwer noch auf die Idee kommt mir irgendeine Aufgabe aufzubrummen.

Vor der Kaserne steht ein Taxi. Ich schaue in mein Portemonnaie. Ein einsamer fünf Euro Schein hält dort tapfer die Stellung. Der Weg mit dem Taxi runter zum Bahnhof würde meiner Erfahrung nach genau diese Summe kosten, also steige ich ein. Ich rufe dem Fahrer die von mir erlernte, für diese Uhrzeit typische Begrüßung der hiesigen Einheimischen zu: »Mahlzeit! Ich muss runter zum Bahnhof. Fünf Euro kostet das ja immer. Können wir uns auch darauf einigen? Ich habe nämlich jetzt auch nicht mehr dabei.«

Anscheinend sind das zu viele Informationen auf einmal für ihn. Ich habe den Dorftrottel erwischt.

»Ai, des kann isch Ihne net verspreche, des die Fahrt für fuff Euro is.«

Ich muss kurz im Kopf das Hessische übersetzen. »Ja, aber wir könnten uns doch als Festpreis darauf einigen.«

»Nee, isch kann bei de kurze Fahrt keen Festpreis mache«, erwidert er mir mit seiner hessischen Sturheit.

»Aber sonst machen die Taxifahrer das auch immer hier.« Ich verhandle wie auf einem türkischen Bazar.

»Jo, isch abba net.« Seine Stimme wird lauter und noch unsympathischer. Ich überlege kurz den Weg doch zu laufen. So weit ist es nicht. Nein, ich bin gerade zu faul.

»Na gut, fahren Sie mal, wir werden ja sehen, dass es nicht mehr als fünf Euro kostet.«

Der Fahrer grinst. Das hätte ich nicht sagen sollen. Er fährt langsam los und drückt zwei Knöpfe auf seinem Taxameter. Es zeigt gleich zwei Euro achtzig an. Anfahrskosten! Das wird knapp für mich. Wir fahren ein paar hundert Meter auf der Landstraße und biegen dann nach links Richtung Bahnhof. Das Taxameter geht

erbarmungslos in zwanzig Cent Schritten auf die fünf Euro zu. Kurz bevor man wieder nach links zum Eingang des Bahnhofs abbiegen muss, haben die gewieften Dorfpolitiker noch eine Ampel installiert. Sie ist rot. Das Taxameter steht bei vier Euro achtzig. Ich blicke den Fahrer an. Er lässt sich nichts anmerken. Ich könnte sagen, dass ich hier aussteige und ihm die fünf Euro in die Hand drücken. Meine Blicke wandern noch einmal. Taxameter, Ampel, Fahrer. Das Taxameter steht mittlerweile bei genau fünf Euro. Ich muss raus. Jetzt oder nie. In dem Moment als ich es dem Fahrer mitteilen will, springt die Ampel auf Grün. Er gibt Gas und tuckert die letzten Meter zum Bahnhof mit einer Geschwindigkeit, die er sonst wohl von seinem Traktor gewöhnt ist. Das Taxameter erhöht sich noch mal um zwanzig Cent, dann hält der Fahrer rechts an.

»Tja, fuff Euro zwanzisch machts denn«, hält er mir rechthaberisch vor. »Ja. Können wir fünf machen? Ich habe halt gerade nicht mehr dabei«, frage ich leicht bettelnd. Er sitzt am längeren Hebel.

«Ai, des is net mai Taxifirma. Isch kann des net bestimme.» Er lässt nicht mit sich reden.

»Da vorn is ei Geldautomat.« Er zeigt mit dem Finger nach Nordosten.

»Wissen Sie eigentlich, dass wir Soldaten hier euer ganzes Dorf finanzieren? Wenn der Standort hier nicht wäre, hättet ihr doch gar keine Kunden«, versuche ich ihn noch mal wütend zu überreden.

Der Fahrer zuckt mit den Achseln. Es hat keinen Sinn mit ihm. Ich steige genervt aus und hebe Geld ab. Vorsorglich gleich etwas mehr, für heute Abend und die »Feier« von Sebastians Freiheit. Ich gehe zurück zum Taxi und gebe dem Fahrer zehn Euro. Er ist sich bewusst, dass er von mir kein Trinkgeld sieht und gibt mir anstandslos vier Euro achtzig in klein wieder.

»Guude!«, ruft er mir noch zu, was so etwas wie »einen schönen Tag noch« heißen soll.

Ich schlage ohne Verabschiedung die Tür zu und gehe zum Bahnsteig. Nach gefühlten hundert Stunden Zugfahrt über Marburg, Frankfurt und Köln gelange ich schließlich zurück ins Ruhrgebiet nach Essen, wo ich ein letztes Mal in die U-Bahn nach Gel-

senkirchen umsteigen muss. Ich gehe am Essener Hauptbahnhof eine Treppe zur U-Bahn herunter. Eine Digitalanzeige auf dem Gleis zeigt an, dass die Bahn in fünf Minuten kommt. Es ist voller Menschen hier. Schüler, Studenten, Büroleute auf dem Weg in den Feierabend, sonstiges Gesocks und ich. Vorbei mit der Beschaulichkeit des hessischen Provinznests. »Mörder! Faschist!«

Irgendwer fängt auf einmal an lauthals Parolen zu skandieren. Ich orte das Geschrei hinter mir und drehe mich um. Drei Punks blicken wütend zu mir herüber. Ihnen missfällt meine Uniform, die ich mangels Alternativen an sauberer Zivilkleidung anbehalten musste. Das ist mir auch ein bisschen peinlich, aber auf die voreingenommenen Meinungen der Punks gebe ich nicht viel. Notfalls kann ich mich gegen sie zur Wehr setzen, denke ich. Sie sind ziemlich schwächling. Skurril ist nur, dass wir uns sonst auch auf einem Punkkonzert hätten treffen können. So verschieden sind die und ich nicht.

»Nazi!!!«, pöbeln sie noch lauter herum. Ich drehe mich erneut um 180 Grad. Jetzt sind es schon sieben Punks. Die vier neu dazugekommenen sehen auch schon deutlich kampferprobter aus, so als hätten sie schon einige Chaostage hinter sich. Die Gruppe kommt auf mich zu. Geistesgegenwärtig laufe ich mit flinken Füßen zum Ausgang. Die Punks verfolgen mich nur langsam.

»Mörder!«, schallt es noch einmal durch den U-Bahnschacht. Ich jogge die Treppen wieder hoch und verlasse den Hauptbahnhof. Massenweise Taxis warten vor dem Ausgang in einer Reihe auf Kunden. Ich gehe zum ersten Wagen der Schlange und steige vorne ein. Ein älterer, gemütlich wirkender Mann mit Bauch, Halbglatze und Herbert Knebel-Outfit sitzt vor dem Lenker und liest die *Bild*. Er legt die Zeitung und seine Lesebrille auf die Rückbank, mustert mich in meiner Uniform und lächelt.

»Na, haste Wochenende, Junge?«, fragt er herzlich, als freue er sich richtig für mich.

»Jau! Bloß schnell nach Hause«, antworte ich erleichtert.

Er fährt mich für 15 Euro nach Gelsenkirchen. Festpreis. Dabei redet er ohne Punkt und Komma über seine Bundeswehrzeit und über Schalke. Ich komme gar nicht zu Wort. Will ich auch nicht.

Ich höre ihm einfach zu und fühle mich zu Hause. Kurz nach zwanzig Uhr sitze ich wieder bei Sebastian auf der Couch. Nach dem nervenaufreibenden Heimweg freue ich mich auf ein kühles Bier. Sebastians Vorrat beträgt aber nur noch eine Flasche. Den Rest, fast eine halbe Kiste, hat er schon selber in Anspruch genommen. Ich greife mir schnell die letzte Flasche. Die Kiste steht mitten in seinem Zimmer und das Bier ist lauwarm. Sebastian sitzt in seiner typischen Haltung in seinem Chefsessel und schaltet wild durch die Programme auf seinem großen Rückprojektionsfernseher. Ich starre auf das *Rocky*-Poster das über dem TV hängt und überlege, ob ich ihn jetzt auf die Trennung von seiner Freundin anspreche. Hat er überhaupt Lust? Ist er schon zu betrunken? Er scheint eigentlich noch ganz nüchtern zu sein. Ich wage den Schritt.

»Und? Erzähl, watt war los mit der Perle?«, frage ich in meinem besten Ruhrpott-Jargon, um besonders kollegial zu wirken und das ernste Thema aufzulockern.

»Jaaa«, Sebastian zieht das »a« extra lang, so macht es den Anschein als sei er ganz gefasst, »wir hatten ein langes, klärendes Gespräch gestern Abend, das bis heute morgen ging.« Damit ist also die Frage geklärt, warum er mich aus meinen Träumen geklingelt hat. »Sie kommt nicht damit klar, wie ich mein Leben momentan so verbringe. Die lauen Wochenenden, das Trinken, das Rumgammeln, die Filme. Sie hat sich was anderes vorgestellt. Ich hab ihr gesagt, ich bin wie ich bin und wenn sie das nicht akzeptiert, dann kann sie gehen. Tja, und das war's dann.«

Ich nicke. Was soll ich dazu sagen? Ich kann sie ja sogar ein bisschen verstehen, aber ich stehe auf Sebastians Seite. Ihr Urteil finde ich zu hart, vor allem, da ich damit genauso beschrieben werde. Außerdem teile ich Sebastians Meinung. Man ist wirklich so wie man halt ist, und wenn ein anderer das nicht akzeptiert, der braucht es auch nicht.

»Na dann.« Was Besseres fällt mir nicht ein.

»Scheiß drauf!«, sagt Sebastian abschließend dazu. »Komm, wir gehen los. Bier ist alle und in der Glotze läuft nix.«

Wir stehen auf. Meine Flasche Bier ist noch halbvoll und ich nehme sie mit. Wegbier. Wir ziehen unsere Schuhe an und verlassen das Haus.

»Kommt eigentlich sonst keiner mit?«, frage ich.

»Nein, du bist mein einziger Getreuer heute, wie so oft«, antwortet Sebastian ganz pathetisch.

Wir laufen ein paar Meter zur Straßenbahn und fahren mit ihr in das Kneipenviertel nach Buer. Dort angekommen navigiere ich Sebastian einfach ins *Fuck* – eine Kneipe, die ihren Titel einem schlechten Graffiti auf ihrer Fassade verdankt und bei der der Name Programm ist. Es ist düster, abgefickt und rockig. Eigentlich nicht Sebastians Fall. Wenn das *Fuck* aber einem Film entstammen würde, einem kultigen, actionreichen Buddy-Movie zum Beispiel, dann würde er eine solche Szenerie bewundern. Wir setzen uns direkt an die Theke und bewegen uns von da an nicht mehr viel von ihr weg, außer zum Klo. Wir bestellen Bier um Bier. Es gibt auch eine Runde Sambuca. Die dreckige Atmosphäre der Kneipe wird mit steigendem Alkoholpegel langsam gemütlich. Neben dem Eingang steht ein DJ-Pult, wo so ein New York Hardcore-Typ, der eigentlich Verzehrkarten verteilt und abrechnet, in zweiter Funktion Platten in Richtung Nirvana oder The Clash auflegt. Mädchen aus der Oberstufe der ansässigen Gymnasien tanzen vor dem Pult. Sie haben bauchfreie Girlie-Shirts von einer dieser Skatermarken an und entweder blond oder schwarz gefärbtes, gescheiteltes Haar. Die passenden Jungs dazu hängen an den Tischen daneben rum. Das ältere Stammpublikum, stark gegelte und tätowierte Rockabillys oder auch langhaarige Metal-Heinis in Jeanswesten mit unzähligen Band-Aufnähern, befindet sich wie wir im Thekenbereich und hat nur Verachtung für den Kindergarten am Eingang übrig. Hin und wieder verschwindet Sebastian sehr angeheitert durch das Bier zum DJ. Er wünscht sich Lieder, die dann aber doch nicht gespielt werden. Sting oder so was. Sebastian fällt das gar nicht auf. Wir trinken weiter und reden über Filme. Nach dem etwa siebten Bier sagt Sebastian: »Komm, wir gehen, ich will dir was zeigen.«

Er nimmt unsere Jacken und geht Richtung Ausgang. Gespannt folge ich ihm, ohne Fragen zu stellen. Ich bin überrumpelt. Wir bezahlen unsere Karten und gehen hinaus in die Nacht. Die letzte Straßenbahn fährt noch. Es ist halb eins. Die frische Luft und der Alkohol machen mich dösig. Wir fahren mit der Straßenbahn noch ein paar Stationen weiter. An der Halde Rungenberg steigen wir aus. Eine Tankstelle auf der anderen Straßenseite hat noch offen und wir kaufen dort ein Six-Pack Bier.

»Und jetzt?«, frage ich Sebastian leicht lallend.

»Da rauf«, antwortet er und zeigt mit dem Finger auf den Gipfel der Halde wie E. T., der nach Hause telefonieren will.

Der Aufstieg fällt uns dank dem ganzen Alkohol schwer. Zumindest ist Vollmond und wir sehen gut, soweit man das in unserer aktuellen psychischen Verfassung noch behaupten darf. Die Kälte und die körperliche Betätigung lassen uns aber auch rasch wieder ernüchtern. Der Weg wurde extra für Spaziergänger angelegt, ist eben und führt wie eine Spirale die Halde immer höher herauf. Wir erreichen erstaunlich schnell den oberen Bereich, wo nichts begrünt wurde. Kein Gras, keine Büsche oder Bäume. Hier liegt noch Kohle. Abraum der ehemaligen Zeche Hugo. Zwei große Scheinwerfer, die lange Lichtstrahlen in den Nachthimmel werfen, zieren den Gipfel. Wir setzen uns auf den Steinsockel eines Scheinwerfers, lehnen uns mit dem Rücken an und nehmen uns jeder eine Flasche Bier.

»Wolltest du mir das zeigen?«, bitte ich Sebastian um Aufklärung.

»Ja, schön oder? Ist mir heute so eingefallen, dass man sich mal den Ausblick von hier oben anschauen sollte.«

Ich blicke in die Landschaft und sehe die Lichter des halben Ruhrgebiets. Die Skyline von Essen, das Bochumer Bergbaumuseum und ich meine sogar, den Gasometer in Oberhausen erspähen zu können.

»Ja schön. Aber auch verdammt kalt. Das hätten wir im Sommer machen sollen«, beschwere ich mich. Der Wind pfeift unerbittlich hier oben. Ich kauere mich zusammen und ziehe den Reißver-

schluss meiner Jacke bis zu meiner Nase hoch. »Und was will der Autor mir damit sagen?«, löchere ich Sebastian weiter.

»Ich weiß nicht. Es ist einfach schön hier. Man kann gut nachdenken. Das brauche ich jetzt.«

Sebastian macht eine kurze Pause. »Warum bist du die letzten Wochen nicht nach Hause gekommen?« Endlich kommt er mal zum Wesentlichen.

»Ich brauchte Ruhe, war genervt«, antworte ich direkt.

Sebastian sieht mich an und nickt, als verstehe er auf Anhieb, ohne das ich noch ins Detail gehen muss.

»Das mit Katharina lief schon länger nicht mehr gut«, sagt Sebastian. »Ich war in letzter Zeit wohl so ein bisschen lethargisch deswegen.«

»Willkommen im Club. Ich hatte zuletzt doch auch eine Sinnkrise«, beruhige ich ihn.

»Na dann sind wir beide ja hoffentlich bald davon befreit«, erwidert Sebastian.

»Bist du traurig wegen Katharina?«, frage ich ihn.

»Ja natürlich. Nicht unbedingt weil sie gegangen ist. Das war nur logisch. Ich hätte mich mehr um sie kümmern müssen. Man weiß etwas erst zu schätzen, wenn man es nicht mehr hat«, erklärt er mir.

Wir trinken unsere ersten Flaschen Bier aus und öffnen die zweiten.

»Ich habe übrigens dich gleich als Ersten angetextet und für heute auch nur dich bestellt, weil du die einzige treue Seele bist und ich nur mit dir darüber reden kann«, ergänzt Sebastian.

Danach sprechen wir eine ganze Weile nicht mehr. Wie so oft, wenn wir uns sehen. Deshalb überrascht mich Sebastians letzter Kommentar sehr.

»Weist du was?«, unterbreche ich die Stille, »Man weiß immer, dass man jemand Besonderen gefunden hat, wenn man einfach mal für'n Augenblick die Schnauze halten und zusammen schweigen kann.« Dieses *Pulp Fiction*-Zitat erscheint mir für die Beschreibung unseres Verhältnisses am besten. Sebastian erkennt es sofort, dreht

den Kopf zu mir, lacht und schaut wieder hinaus auf die Lichter. Ich nippe an meinem Bier und genieße den Ausblick auch weiter. Sebastian hat Recht. Es ist wirklich schön. Auch wenn das alles nur von hier oben und weitem so aussieht. Und er hat noch mal Recht. Man weiß etwas erst zu schätzen, wenn man es nicht mehr hat. Was soll ich woanders? In Frankenberg oder Idar-Oberstein? Ich gehöre hier hin. Hier finde ich alles was ich brauche. Trubel und Ruhe, Freunde, Filme, Schalke und freundliche Menschen, die einen auch für einen Festpreis im Taxi kutschieren. Mein Spieß hatte auch Recht. Ich bin schon auf die Moral gekommen.

Eine Woche später stehe ich am Freitagnachmittag in Zivil vor dem Kompaniegebäude. Es sind meine letzten Minuten bei der Bundeswehr, das letzte Antreten. Der Hauptmann steht vorne, ruft mich zu sich und verabschiedet mich halbherzig. Meine Verabschiedung habe ich mir spektakulärer vorgestellt. Wie genau weiß ich nicht. Auf jeden Fall nicht so. Das ich die Truppe verlasse, weiß doch jeder. Und dass ich jetzt bald studieren würde, interessiert niemanden. Warum auch? Als ich vorne beim Hauptmann stehe und dem ganzen Haufen in ihre Gesichter sehe, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die meisten hier jemals auf irgendeine Art und Weise auch nur peripher mit einer Universität in Berührung kommen würden. Die beiden Informationen bleiben die einzigen, die der Hauptmann über mich verliert. Aber was soll der Mann auch schon sagen? Ich bin kein großer Kriegsheld. Nur ein Gammler von vielen. Der Nächste kommt bestimmt. Nach dem Antreten verabschiedet sich niemand von mir persönlich. Noch nicht einmal meine engeren, so genannten Kameraden. Sie hetzen bloß allesamt zu ihren getunten Opel oder VWs, um schnell nach Hause zu kommen. Nach Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern oder sonst irgendwo in die Halbwelt.

Ich gehe auf meine Stube und packe in aller Ruhe meinen Seesack. Bei der der Abgabe meiner Ausrüstung habe ich ihn, in einem Anflug von Großzügigkeit des Stabsunteroffiziers vom Materiallager, behalten dürfen. Ich habe natürlich darum gebeten, weil er mir für Reisen ganz praktisch erscheint und in modischen Fragen ein

kleines Understatement liefert. Nach dem Packen setze ich mich auf mein Bett. Ich sitze nach vorne gebeugt, die Unterarme auf den Oberschenkeln gestützt, und blicke aus dem Fenster auf den fast leeren Parkplatz. Alle, die über das Wochenende nicht mehr hier sein müssen, sind bereits fort. Die orangefarbene Sonne geht hinter einem kleinen Berg unter. So sitze ich fast eine Stunde da. Man könnte meinen, ich würde alles noch mal reflektieren und darüber nachdenken. Tue ich aber nicht. Ich bin leer.

Schließlich stehe ich schnurstracks auf, nehme den Seesack mit meinen letzten zu evakuierenden Habseligkeiten und verlasse die Stube. Abschließen kann ich nicht mehr. Den Schlüssel habe ich schon abgegeben. Haben die Anderen halt Pech gehabt, wenn ihnen am Wochenende was abhanden kommt, denke ich. Ich gehe den Flur entlang. Niemand ist da. Ein trauriges Ende meines Lebensabschnitts. Ich verlasse das Kompaniegebäude und gehe nach links hoch zum Kasernentor. Langsamem Schritts, den Blick auf den Gehweg gesenkt, kommt das Tor und die Freiheit näher. Die Kaserne wirkt wie eine Geisterstadt. Mir fällt mal wieder auf, dass ich eigentlich doch ein ziemlich melodramatischer Mensch bin. Sonst würde mir dieses eigentlich erfreuliche Ende nicht so schwer fallen. So ist das aber immer für mich, wenn eine Zeit meines Lebens zu Ende geht. Auch wenn sie oft nicht schön und nervig war. Erst kann ich es nicht abwarten, dass die Zeit endet, wenn es dann aber soweit ist, habe ich mich daran gewöhnt und will gar nicht mehr unbedingt, dass sie zum Schluss kommt. Vielleicht habe ich deswegen auch mein Abitur wiederholt. Noch ein Jahr mehr auf der Schule. Da weiß man wenigstens, wo man hingehört. Und das auch noch wohlbehütet in einem vertrauten Umfeld. Vielleicht lag es aber auch an der Analysis und einer Sechs in der Abiturprüfung in Mathe. Naja. Wie war das? Man weiß etwas erst zu schätzen, wenn man es nicht mehr hat. Ich stehe kurz vor der Wache am Kasernentor.

»Hey!«

Hinter mir brüllt schon wieder jemand. Die Stimme ist unverwechselbar. Ich drehe mich um und sehe in einiger Entfernung

meinen grinsenden Spieß mit einer Akte unter dem Arm stramm die Straße runtermarschieren.

»Glück auf, Soldat!«

Er lacht wie Michael Schumacher auf einer Autogrammkarte. Ich muss auch lachen und winke ihm zu. Er geht weiter. Der Wachsoldat drückt hinter der Scheibe im Wachhäuschen für mich die Fußgängertür des Kasernentors auf. Es summt, ich drücke die Klinke herunter und schreite hindurch. Der Taxifahrer von letzter Woche steht mit seinem Gefährt wieder vor der Kaserne. Er sieht mich hoffnungsvoll an. Ich winke ihm zu und gehe neben der Landstraße zum Bahnhof herunter. Auf einmal muss ich an Sebastian denken und dass er jetzt bestimmt sagen würde, dass ich aussehe wie Stallone als Rambo in *First Blood*. Ein einsamer Landstreicher mit Seesack auf dem Rücken. Vielleicht gibt es morgen bei Sebastian wieder einen Film. Vielleicht sogar einen mit Sylvester Stallone. Bestimmt sogar.

Glück auf

von Susanne Krueger

Glück auf! Worauf?
Steigerballett und Metropolenträume?
Wer sind wir? – Ruhr.
Auf schnellen Wegen unterwegs zu neuer Pracht,
die schweißgetränkten Straßen blankgefegt.

Verdutzt aus Stahlruinen auferstanden.
Jetzt sind wir einzigartig.
Oder artig eins?
Polierter Glanz im Einkaufstempelland,
und über allen Halden endlich Ruh’.

Mit stolzgeschwellter Brust der Republik entgegen lachend,
die kohlenstaubverklebten Augen reingewaschen.
So eilen wir – mit Weltkultur beladen –
allen davon. Wer jetzt nicht folgt,
ist selber schuld.

Den arbeitskrummen Rücken ausgestreckt,
pulsiert der Hammerschlag in unseren Ohren.
Verschmilzt im Feuerabendrot die Hässlichkeit
zum schönen Traum – Ruhr.2010.
Glück auf.

Heimatliche Grüße aus der Ferne

von Michael Moll

Einige Zeit ist es schon her, dass ich eine Fahrradreise entlang der deutsch-polnischen Grenze durchführe. Dabei radel ich von Süd nach Nord und werde zunächst von der Neiße begleitet, die später ihr Wasser in die Oder entlässt. Im weiteren Verlauf erreiche ich den Nationalpark Unteres Odertal, eine wirklich wunderschöne und besuchenswerte Region in Deutschland, deren einzige größere Stadt den Namen Schwedt trägt.

Auf der Suche nach einer Unterkunft in Schwedt komme ich mit einem älteren Herrn ins Gespräch. Zunächst verläuft der Dialog zwischen uns genau so, wie es auf einer herkömmlichen Radreise üblich ist. Auf die Frage, wo ich denn die Tour begonnen habe, folgt die Frage, wo es noch hingehen soll, abgeschlossen mit der Erkundigung, wie viele Kilometer ich denn am Tag radeln würde. Kurz nachdem ich seine Wissenslücken fülle und kurz bevor er seines Weges weiter gehen will, fällt ihm noch plötzlich ein, dass er gerne wissen möchte, woher ich denn überhaupt stamme. Auf meine ehrliche Antwort entgegnet er mir: »Was? Aus dem Ruhrgebiet? Na, dafür siehst du aber noch gut aus.« Im ersten Augenblick weiß ich gar nicht, was ich auf diese Aussage erwidern soll, doch nach seiner Ergänzung »Wo doch da die Luft so dreckig ist« stelle ich ihm eine für ihn völlig unerwartete Gegenfrage: »Was ist das da hinter Ihnen für eine Fabrik? Sie scheint mir sehr groß zu sein?«.

Nach seiner Erklärung, dass es sich um eine der größten Raffinerien Deutschlands handelt und dass diese mehr Fläche einnehmen würde als das Stadtgebiet von Schwedt beginne ich zu erzählen:

Ich berichte von Hüttenwerken, die zu Landschaftsparks umgestaltet wurden und in denen der Alpenverein Klettersteige eingerichtet hat, ich erzähle von großen Gasometern, in denen Ausstellungen veranstaltet werden und von kleinen Gasometern, in denen

getaucht werden kann, ich übertreibe nicht, als ich stolz den Begriff Unesco-Weltkulturerbe benutze und ich beschreibe ihm Museen dort, wo einst Kohle gefördert wurde.

Und ihm scheint beim Erklären meiner Heimat bewusst zu werden, dass der Wandel des Ruhrgebiets schon längst nicht mehr nur begonnen hat.

Auf einer anderen Reise streune ich mit einem alten VW-Bus für mehrere Monate durch Europa. An den hinteren Seitenwänden habe ich eine Europakarte aufgeklebt, auf der ich die bereiste Strecke einzeichne und die von außen gut sichtbar ist. Diese Karte wird auf Parkplätzen und in den Innenstädten immer wieder mal zu einer kleinen Sehenswürdigkeit. Im Norden Frankreichs, in der Bretagne, führt diese Karte zu einem äußerst interessanten Kontakt mit einem Einheimischen. Ich sitze im Auto und bemerke den älteren Herrn bereits schon länger, der sich erst ausgiebig die Karte anschaut und später auf der Plakette meines Autokennzeichens abliest, aus welcher Stadt ich stamme. Ich schätze den Herrn auf 70 Lenze als er mit einem freudigen Gesichtsausdruck auf mich zu kommt. Auf Französisch fragt er mich, ob ich wirklich aus Essen käme. Wahrheitsgemäß antworte ich mit »Oui«, woraufhin er seine Arme waagerecht ausbreitet und auf Deutsch mit französischem Akzent lachend zu mir sagt: »Isch kenne Essen. Neunzehn-undert-fünf-und-vierzisch«. Dabei wackelt er mit seinen Armen und brummt wie eine Hornisse. Sofort wird mir klar, was er mir sagen will. Er ist Kriegsveteran und hat als Bomberpilot die Kruppschen Fabrikhallen von oben gesehen. Und nicht nur das, er hat sie sogar als einer der letzten Menschen im unversehrten Zustand gesehen. Kurz gesagt: Er hat meine Heimat bombardiert. Aber kann ich ihm deswegen böse sein? Ich als Deutscher, im ehemaligen Feindesland – in seinem Land? Wohl kaum. Obwohl – ein bisschen schon. Und zwar für seinen freudigen Gesichtsausdruck, der langsam zu einem schadenfreudigen Grinsen mutiert – zumindest in meinen Augen.

So lade ich ihn im Sinne der Völkerverständigung zu einer Tasse Tee in meinen VW-Bus ein und beginne zu erzählen:

Ich berichte vom bedeutenden Domschatz in Essen, ich zeige ihm auf einer Karte die wichtige wirtschaftliche Handelsroute namens Hellweg, ich bringe ihm die Aussprache des römischen Ortes Xanten bei und nicht zu vergessen, erläutere ich natürlich die lange Tradition des Bergbaus.

Und ihm wird scheinbar beim Erklären meiner Heimat bewusst, dass die Geschichte des Ruhrgebiets aus mehr besteht als nur aus einer ehemaligen Rüstungsfabrik.

Als ein Freund von mir ein Auto kaufen will, biete ich ihm meine Hilfe an. Wir machen uns gemeinsam auf den Weg nach Bayern. Dort will er ein Wohnmobil besichtigen, welches genau seinen Vorstellungen entspricht. So fahren wir sehr früh am Morgen los und finden uns gegen Mittag 600 Kilometer weiter südlich, genauer gesagt, bei Augsburg wieder. In einem kleinen Dorf in ländlicher Landschaft liegt noch Schnee auf den Feldern, während bei uns zu Hause das Thermometer mildere Temperaturen anzeigt. Der Besitzer des Fahrzeugs ist sehr zuvorkommend. Wir können das Wohnmobil ausgiebig inspizieren, lange Probefahrten machen und unterhalten uns mit dem Besitzer dabei natürlich nicht nur über Autos. Irgendwann passiert es, der nette Bayer entpuppt sich als Mensch, der den Freistaat noch nie verlassen hat und fragt uns: »Ihr kommt also aus Essen. Kann man denn da überhaupt leben?«

Ich weiß nicht, ob ich meine Verwunderung über diese Frage verbergen und wie ich darauf reagieren soll. Wieso sollte man in einer Region nicht leben können, wenn das doch sechs Millionen Menschen schaffen? Bevor ich ihm entrüstet erwidere, wie er darauf kommen könne, wo es doch in seinem Dorf noch nicht mal einen Supermarkt gibt und die nächste Sehenswürdigkeit, der nächste See und der nächste Fluss mindestens eine halbe Tagesreise entfernt sind, schlucke ich meinen kurzen Ärger über diese Frage hinunter. Immerhin will ich die Verhandlungen über den Preis des Wohnmobils nicht vorzeitig zum Erliegen bringen.

So setze ich mein freundlichstes Lächeln auf und beginne zu erzählen:

Ich berichte von der Ruhr, die in ihrem Verlauf viermal zu einem See gestaut wird, ich vergleiche den Klostergarten von Kamp-Lintfort mit dem Schlossgarten von Sanssouci, ich erwähne Wasserschlösser namens Hugenpoet, Westerholt und Kemnade, meine Finger deuten über die Felder um uns herum und ich erzähle von der Agrarlandschaft im Essener Süden und im übertragenen Sinne packe ich sein kleines Dorf in Landschaften, welche die Bezeichnungen Gruga, Westfalenpark, Duisburger Stadtwald und Bochumer Stadtpark tragen.

Und ihm wird scheinbar beim Erklären meiner Heimat bewusst, dass man im Ruhrgebiet nicht nur leben kann, sondern das Ruhrgebiet lebenswert ist.

Wir schreiben das 21. Jahrhundert und so verwundert es kaum, dass ich meine Lebensgefährtin trotz meiner zahlreichen Reisen im Internet kennenlerne. Aber eine Onlinebeziehung ist auf Dauer nicht ausreichend und so kommt irgendwann der Zeitpunkt des persönlichen Treffens in der realen Welt. Also mache ich mich auf die Reise in den Südosten unseres östlichen Nachbarlandes Polen. Dort treffe ich Monika, die Person, mit der ich bereits seit einem halben Jahr täglich Briefe und SMS schreibe. Sie spricht nicht nur Deutsch, sondern studierte teilweise auch in Deutschland. Mein Heimatland ist ihr also nicht fremd. Dennoch geben ihr einige Dinge Rätsel auf.

Während wir durch die polnische Königsstadt schlendern, beschreibt sie mir eine Situation: »Vor einiger Zeit waren hier in Krakau sehr viele deutsche Fußballfans, die laut singend durch den Hauptbahnhof liefen. Der Verein dieser Fans spielte gegen Wisła Kraków und sie waren in blau-weiß gekleidet. Aber ich habe von dieser deutschen Stadt nie etwas gehört und auch meine Suche auf der Landkarte hat nichts ergeben. Sag mal bitte, wo liegt dieser Ort ... Schalke?«

Ein wenig muss ich bei der Vorstellung lächeln, dass sie vor der Deutschlandkarte steht und nach erfolgloser Suche Schalke zu einem Mysterium erklärt und beginne daher zu erzählen:

Ich erkläre ihr den deutschen Begriff Knappen, ich zeichne ihr ein wunderschönes Königsblau auf einen Zettel und beschreibe rivalisierende schwarz-gelbe und blau-weiße Fangruppen, ich schweife aus und erzähle von Fußballlegenden, die in der Schweiz Wunder ermöglichten, von Zebras, die nicht im Duisburger Zoo stehen und von Kleeblättern, die in Oberhausen wachsen.

Und ihr wird scheinbar beim Erklären meiner Heimat bewusst, dass Fußball ein Markenzeichen des Ruhrgebietes ist.

Von all den Menschen, denen ich auf meinen Reisen begegne und stolz von meiner Heimat erzähle, ist sie die Einzige, die sich das Ruhrgebiet auch tatsächlich anschaut. Doch sie schaut nicht nur. Sie erkundet nicht nur die Fußballtempel und die einstigen Industrieanlagen, sie wandert nicht nur durch die grünen Auen der Ruhr und durch die Landschaftsgärten des Reviers, sie isst nicht nur eine einzige Currywurst und sie besucht nicht nur irgendein Theater – sie bleibt.

Mittwoch, 24.02.

von Moritz Mannhardt

Der Kaffee ist schon fertig und ich gieße mir eine Tasse ein, schwarz, ohne Zucker, ohne Milch, so mag ich ihn am liebsten. Dazu eine Stulle Brot mit Leberwurst drauf. Heute ist Mittwoch, Wochenmarkt, da gibt's immer viel zu sehen. Ich mach das Fenster in meiner Küche auf, es ist das einzige, das zur Straße raus geht. Ich lege mir mein Kissen zurecht und nehme meinen ersten Schluck Kaffee des Tages.

Die Straße, in der ich lebe, ist eine zweispurige Hauptstraße und genau gegenüber liegt der große Marktplatz. Hier und da schreien die Marktstandbesitzer rum, Nachbarn und Verwandte treffen sich, quatschen oder trinken ein Kaffee am Büdchen. Und dann immer diese Autofahrer, da rege ich mich ständig drüber auf. Der Großteil von ihnen ist einfach zu blöd, um zügig einzuparken. Da es nur zwei Spuren gibt, staut sich der Verkehr gerne mal und dann geht das Geheule los. Und diese Autobesitzer sind noch viel schlimmer, sie haben einfach keine Geduld, sind genervt und gestresst. Keine Minute Zeit zu warten, rücksichtslos wird am einparkenden Wagen vorbeigezogen und dann kracht es auch schon mal. Den einen oder andern Unfall habe ich schon erlebt. Und dann ist das Geheule groß, hätte man zwei Minuten gewartet, hätte man Geld und Zeit gespart.

Ich will mich nicht beschweren, ich liebe es, wenn Leben auf meiner Straße ist, das ist besser als fernsehen, vormittags kommt eh nur Müll. Ich mache mir ein Spiel daraus, verschiedene Dinge über einen bestimmten Zeitraum zu zählen. Zum Beispiel wie viele Bonzenkarren vorbeifahren, wie oft gehupt wird, eine bestimmte Autofarbe oder Marke, Schalke-Fans und Fans von anderen Vereinen. Am liebsten aber Frauen, die vorbei laufen, mit denen ich gerne Sex haben würde, oder aber nicht. Bei Frauen habe ich viele Varianten entwickelt zu zählen. Frauen die das gleiche anhaben,

Frauen mit einem Hund oder auf einem Fahrrad. Blonde, Brünette, Rote und Schwarzhaarige. Ich habe mir ein Zählgerät wie aus der AXE-Werbung besorgt, die wo Ben Affleck mitspielt. Die Zahlen werden aufgeschrieben und kommen in mein Statistikarchiv, das ich dafür angelegt habe. Warum ich das mache? Keine Ahnung, aus Langeweile. Wer weiß, vielleicht kann ich es noch mal gebrauchen. Im Großen und Ganzen ist das mein Tag. Mich über Autos aufregen, Dinge zählen, mit Nachbarn oder Bekannten, die vorbeilaufen, schwätzen. Zum Mittagessen geht es in die Pommesbude um die Ecke und ab 18 Uhr in meine Stammkneipe. Und zu meinem Glück spielt heute der geilste Club der Welt im DFB-Pokal.

Kick it like Meryem

von Jan Wilms

Bei Türkspor Dortmund spielt die einzige türkische Damenfußballmannschaft Nordrhein-Westfalens. Obwohl sie nur in der Kreisliga kicken, tragen die Frauen ihr rotes Trikot mit großem Stolz: Weil ihr Teamgeist wichtiger ist als Herkunft, Nationalität und Religion. Und weil eine echte Nationalspielerin mit ihnen trainiert.

Der Wind bläst Wolken aus roter Asche durch den Strafraum, Rentner stützen sich lässig auf die Alugeländer und prostern sich zu, ein kleiner Junge dribbelt mit einem viel zu großen Ball. In der Ferne wacht der Stadtwerke-Gasometer über das Treiben unter den maigrünen Ahornbäumen. Eine Amateurfußballidylle, wie sie jeden Sonntag überall im Ruhrgebiet zelebriert wird. Zum Beispiel am Rolandplatz in Dortmund-Fredenbaum. Doch der Klub, der hier spielt, ist anders als die üblichen Amateurvereine. Das merkt man aber zunächst nur am Geruch der Rauchfahne vom Grill: Bei Türkspor gibt es am Spielfeldrand Köfte statt Rostbratwurst. Dazu frisches Pide statt pappigem Toast. Hier, hinter den Becken des Kanalhafens, ist die Nordstadtwelt polykulturell und trotzdem in bester Ordnung. Der Grund dafür kommt gerade aus der Kabine: Die Damenmannschaft von Türkspor Dortmund.

Integration mit Vollspann

Heute, an einem der letzten Spieltage der Kreisliga, Staffel 12, ist der VfR Kirchlinde zu Gast. Die Saison ist für beide Vereine gelaufen, den erwarteten Aufstieg in die Bezirksliga hat die bunte Türkspor-Truppe aus zehn Türkinnen, zwei Deutschen, einer Albanerin, einer Südafrikanerin und einer Thailänderin verpasst. Trotzdem ist die Stimmung bei der Teamsitzung entspannt: »Ich habe keine Lust hinten zu spielen. Wann darf ich mal nach vorne?«, fragt eine aus der Abwehr vorlaut. »Im Sturm spielen heute die beiden

Özlems«, antwortet Co-Trainer Nesdet Akey streng und lässt die Aufstellung an eine Tafel kritzeln. »Keine Schönspielerei. Defensiv arbeiten. Unser Spiel spielen, keine Faxen machen«, fordert er von Derya, Fadime, Gülcan, Kiki, Sabine, Nesrin, Susi, Meryem, Özlem und Co. Aber Türkspor bedeutet für die Frauen mehr als nur Sport. »Wir sind wie eine große Familie«, sagt Meryem Yildiz, die 21-jährige Mittelfeldspielerin. »Wer aus welchem Land kommt oder welche Religion er hat spielt keine Rolle.«

In der Dortmunder Nordstadt leben über vierzig Prozent Migranten. Türken, Polen, Italiener, Portugiesen, Griechen, Spanier, Russen, Marokkaner, Libanesen, Ex-Jugoslawen, Albanier und Bulgaren. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, fast ein Drittel aller Erwachsenen hat keinen Job. Ein sogenannter sozialer Brennpunkt, wo man verlotterte Ecken und kleine Oasen nebeneinander findet. Die Schwerindustrie ist längst demontiert, doch die Gastarbeiter sind geblieben. Und mit ihnen ihre Kulturen, soweit das Auge reicht. Vor allem Türken haben sich hier seit drei Generationen eingerichtet, mit Restaurants, Vereinen, Supermärkten und Internetcafes. Nur folgerichtig, dass eigene Fußballvereine gegründet wurden. Dass in einem von ihnen auch eine Damenmannschaft spielt, ist schon ungewöhnlicher.

Klatsch! Der erste Ball geht noch gegen den Pfosten, dafür ist der zweite drin. In der 15. Minute fällt das 1:0 für Türkspor: Meryem Yildiz ist über die Außenbahn gesprintet und hat nach innen auf Mittelstürmerin Özlem Tekin geflankt. Mit einem trockenen Schuss trifft diese ins kurze Eck, die Torfrau von Kirchlinde bleibt ohne Chance. Nach sechs weiteren Minuten steht es 4:0 für Türkspor, denn der Gegner ist nur mit sieben Spielerinnen angetreten. Das ist Alltag in der Kreisklasse A, wo nicht immer alle Teams vollzählig spielen. In der 29. Minute schießt Türkspor das 8:0, der Pfiff zur Halbzeit beendet auch das Spiel, Kirchlinde hat aufgeben.

**»Meine ganze Familie ist fußballverrückt.
Sie unterstützt mich mit allen Kräften.«**

Über den frei gewordenen Nachmittag scheint sich Meryem Yildiz nicht zu freuen. Sie hätte gerne weitergespielt. Dabei sieht sie gar nicht so aus, als ob Fußball ihr Leben ist. Die 21-jährige wirkt zart, fast zerbrechlich. Aber Meryem, die lieber über ihren starken linken Fuß spricht als über Jungs und Parties, sagt: »Meine Familie ist fußballverrückt. Deshalb gab es auch nur ein einziges Mal eine Diskussion, ob ich Spielen darf: Als meine Noten in der Schule schlechter wurden.« Gerade hat sie ihr Fachabitur bestanden, nun möchte sie Informatik studieren, nebenbei arbeitet sie bei Burger King. Meryem wohnt mit ihren Eltern und drei Geschwistern in einem Reiheneckhaus mit gestutztem Rasen und Gartenhütte in Dortmund-Eving. Der Vater hat 30 Jahre lang bei ThyssenKrupp hart dafür geschuftet. Die Familie Yildiz ist streng gläubig. Die Erlaubnis der Eltern, Fußballspielen zu dürfen, ist kein Zeichen für Offenheit gegenüber den Versuchungen des Westens: Für Meryem gibt es keinen Alkohol, keine Zigaretten, keine Discos. Mit ihren deutschen Freundinnen trifft sie sich daher selten. »Da kann ich nicht mithalten. Fußball, Arbeit und Familie – das ist mir genug. Ich möchte gar nicht feiern gehen«, sagt sie und lässt den kleinen Kunstbrillianten in ihrem Zahn aufblitzen. Ihre Welt ist nah und doch so fern. Abends darf die 21-jährige nicht auf die Straße. »Draußen laufen zu viele Verbrecher und Drogenhändler herum«, glaubt der Vater: »Das erlaube ich nicht.« Meryem lächelt. Widersprechen würde sie ihm nie. In ihren Gedanken ist sie ohnehin schon beim nächsten Spiel.

**»Der Teamgeist bei Türkspor ist einzigartig.
Wir fühlen uns wie Freundinnen,
egal aus welchem Land jemand stammt«**

Allein in Dortmund gibt es 40 Frauen-Vereine und 4.000 aktive Fußballerinnen. Seit August 2004 nimmt die Damenmannschaft von Türkspor am Ligabetrieb teil. Sie ist das einzige weibliche türkische Team in Nordrhein-Westfalen, in ganz Deutschland gibt es von ihnen nur eine Handvoll. Doch schon zu Saisonbeginn, in

August und September, haben die türkischen Damen ein Problem: Den Ramadan. Tagsüber fasten und erst abends essen – das verträgt sich nicht mit sportlichen Hochleistungen. »Ich faste immer, auch bei einem wichtigen Spiel«, sagt Meryem Yildiz. »Gott hilft mir!«.

Trotz Askese nimmt sie an Training und Spielen teil. Ihre deutschen Mitspielerinnen sagen, dass man das schon merke, sie respektieren aber den Glauben ihrer Leistungsträgerin. Und hängen sich selbst ein bisschen mehr rein.

Deutschland als Frauenfußballland

Bilgin Defterli hat keine Schwierigkeiten mit dem Ramadan. Sie ist Kapitänin der türkischen Nationalmannschaft. Fasten ist in der Eliteauswahl verboten, der Erfolg ist wichtiger als die religiöse Pflicht. Die 28-Jährige spielt beim FFC Brauweiler Pulheim in der 2. Bundesliga, aber ihre emotionale Heimat ist Türkspor. »In meiner Freizeit stehe ich am liebsten auf dem Trainingsplatz am Fredenbaum«, offenbart Bilgin. Hier ist sie Betreuerin, Teilzeit-Trainerin, guter Geist und vor allem das große Vorbild. Bilgin hat geschafft, wovon die anderen geträumt haben: Eine Karriere als Profi. Dafür sitzt sie ständig in der Bahn. Von ihrer kleinen Wohnung in Dortmund-Huckarde zum Kölner Hauptbahnhof, dann in den Vorort Brauweiler und zurück. Fast jeden Tag Fußball, sie muss davon leben können, was manchmal schwierig ist. Trotzdem ist Bilgin zufrieden: »Deutschland ist ein tolles Land für Fußballspielerinnen. Es ist schade, aber in der Türkei interessiert sich kaum jemand für uns«, sagt sie und öffnet ihr streng nach hinten gebundenes Haar. Bilgin ist in Istanbul aufgewachsen und spielte in der Mädchenmannschaft von Galatasaray. Für den Fußball verließ sie vor drei Jahren die Heimat, noch spricht sie nur wenig Deutsch. Bilgin sagt auf Türkisch, sie brauche in Deutschland die Wärme der Menschen, um ihre Leistung zu bringen. Dann steigt sie wieder in die Straßenbahn. Die Stürmerin will noch fünf Jahre spielen, danach möchte sie als Trainerin ihre Erfahrungen weiter geben. Am liebsten nicht so weit weg vom Dortmunder Rolandplatz.

20 Kilometer weiter südlich, im Freibad Hagen-Hestert, muss Susanne Schakanowski noch eben ein paar Filter reinigen. Die Türkspor-Stürmerin absolviert gerade eine Lehre zur Fachangestellten für Bäderbetriebe – sie möchte Bademeisterin werden. Ihr Vorbild: Der Vater, ein Türke. Ihre Mutter ist Deutsche, deren Mädchennamen sie jetzt trägt. Papa hatte damit kein Problem, auch nicht, als seine Tochter Fußballstar werden wollte. Die Karriere bei einem Topclub vermasselte sich die 22-jährige aber selbst: »Ich war beim Probetraining zu nervös«, sagt Susanne ein wenig schüchtern, »jetzt bin ich zu alt«. Bei Türkspor trifft sie regelmäßig ins Tor, vielleicht weil sie mit ihrer Biographie perfekt in diesen Verein passt. Halb deutsch, halb türkisch – diese Lebenswelt wird hier verstanden.

Die rote Asche klebt überall. Auf der Haut der Spielerinnen, in ihren schwarzen Zöpfen und in den Schürfwunden, die beim Spiel auf dem rauen Belag nicht ausbleiben. Trotz des hohen Sieges ist Trainer Akey unzufrieden. Die Mädchen hören seiner Kritik aufmerksam zu. Sie wirken bescheiden und trotzdem selbstbewusst. Man möchte das Zauberwort sagen, mit ihnen über Integration sprechen, doch das würde sich zu theoretisch anfühlen. Was anderswo zum Diskurs gesteigert wird, ist bei Türkspor Normalität. Die Türkinnen haben sich im deutschen Alltag eingerichtet ohne sich selbst zu verlieren. Sie sind tief in ihrer Kultur verwurzelt, genauso wie ihre deutschen Mitspielerinnen, die aber viel autonomer leben. Manche Grenzen zwischen ihnen können niemals überwunden werden. Andere vermeintliche Unterschiede existieren gar nicht. Um die übrigen Probleme zu lösen ist es die beste Voraussetzung, wenn man sich so gut versteht wie die Mädels aus fünf Nationen bei Türkspor. In Dortmund, der Stadt des neuen Fußballmuseums des DFB, bietet auch die Gegenwart genug Stoff für Historisches. Ausnahmsweise mal nicht im Stadion des BVB.

Laubfrosch und Pferdeklops

von Matthias Möde

»Fahr doch nicht so ruppig!« – »Ich versuche nur zu überholen, aber dieser scheiß Gang will einfach nicht«, verteidigte sich Harald gegenüber seiner Frau Annette. Er trat aufs Gaspedal. Der Motor krächzte. Der betagte VW Golf II hatte den Kleinlaster bereits zur Hälfte überholt, als der vierte Gang erneut heraussprang. Harald schlug gegen den Schalthebel, versuchte es mit dem dritten Gang – und mit Gewalt. Es half nichts, sie verloren erneut an Geschwindigkeit. Irritiert blickte der Fahrer des Kleinlasters auf eine grimmige Frau mit lockigen Haaren herunter und konnte anschließend im Rückspiegel beobachten, wie der stotternde grüne Golf immer kleiner wurde. »Ich predige seit Jahren, dass wir uns dieses grünen Laubfroschs entledigen und uns stattdessen einen vernünftigen Wagen zulegen!« Harald reagierte nicht, konzentrierte sich lieber mit aller Kraft auf den Schalthebel, den er am liebsten herausgerissen und auf die Fahrbahn geschleudert hätte. Dafür hing er aber zu sehr an seinem Auto, das er damals von seinem verstorbenen Bruder übernommen und seitdem gehegt und gepflegt hatte. »Wie lange muss ich dir das noch erzählen, bis du dich von dieser Rostlaube trennst?« Annette verschränkte die Arme vor der Brust, blickte aus dem Fenster. Es war Frühling. Die Bäume, die man hinter den Schallschutzmauern der Autobahn erkennen konnte, trugen vereinzelt grüne Blätter, fielen zwischen all dem grauen Beton, den verlassenen Industrie- und riesigen Bürogebäuden aber kaum auf. Ganz schön grau, dachte Annette. An einer Stelle hatte sie sogar ein Wohnhaus gesehen, das durch die Schallschutzmauer hindurch auf die Autobahn ragte. Was für Menschen mochten dort wohnen? Unmittelbar an dieser viel befahrenen, stickigen und verbauten Autobahn. Sie musste an die Familienfeier denken, die sie heute mit ihrem Mann besuchen wollte, viel mehr musste. Haralds

Mutter Annegret feierte ihren 60. Geburtstag, in großer Familienrunde. Alle würden sie da sein, um sich auf Annegrets Kosten den Bauch vollzuschlagen, dachte Annette, die dank ihres Vornamens immerhin fast etwas gemeinsam hatte mit Haralds Mutter. Onkel Terry würde seine schrecklichen Geschichten über seine großen Tage beim amerikanischen Heer erzählen. Tante Hiltrud würde ihre bohrenden Fragen stellen, wann man denn endlich mit Nachwuchs rechnen dürfte. Harald hatte Annette mehrfach überreden müssen, bis sie letztendlich in dieses blöde Auto gestiegen war. Sie verfluchte ihre Entscheidung, die sie getroffen hatte, ohne auch nur einen Gedanken an die vielen Kilometer in dieser Schrottblaube zu verschwenden. Und noch weniger an diesen Moloch von Autobahn, der nur zwei Spuren, viel zu viele Autos und etliche Brücken und Abfahrten zu bieten hatte, die momentan mal schneller mal langsamer an ihr vorbeizogen. Lediglich diese beiden Buchstaben, über denen ein Greifvogel thronte, wollten nicht mehr aus Annettes Blickfeld verschwinden: ‚D & W‘ und Stau. Auch das noch. Annette war bedient. Sie drehte ihren Sitz zurück und schloss die Augen. Von Lohmühle nach Lünen, das klang ohnehin näher, als es war. Die Entfernung von A nach B beträgt etwas mehr als 80 Kilometer. Eine Strecke also, die man in einer guten Stunde zurücklegen könnte, wäre da nicht noch dieses verdammte C, das mit einem A begann und das kein Routenplaner dieser Welt mit einberechnete – die A40, die keine Engstelle des Ruhrgebiets umfuhr.

Die riesige Blechschlange kroch nur langsam voran. Annette stöhnte. Harald strahlte. Der Stau spielte ihm zumindest teilweise in die Karten, schließlich funktionierten die ersten beiden Gänge einwandfrei. Nicht so der dritte, der Annette mit einem Krächzen unsanft aus ihrem misslaunischen Schlaf riss. »Ich wünschte, ich wäre nie eingestiegen«, jaulte sie beleidigt. »Du kannst jederzeit wieder aussteigen!« »Und dann? Wer führt dann Smalltalk mit deinen Verwandten? Du wohl kaum!« Harald schwieg. Er wusste, dass er Annette so nur noch mehr verärgerte. An der nächsten Abfahrt verließ er die Autobahn. »Was machst du denn jetzt?« – »Ich verlasse diese beschissene Autobahn. Wo so viele Autos sind, da

kann eine Werkstatt nicht weit sein.« Harald sollte Recht behalten. Schweigend hatten sie löchrige Straßen und rote Ampeln hinter sich gelassen, bis sie letztlich dieses Autohaus samt angeschlossener Werkstatt entdeckten.

Annette blickte die Straße entlang, die mit ihren altmodischen Geschäften, den grauen Gehwegen und Häuserfassaden nicht gerade einladend aussah. An der Seite eines rauchenden Mitarbeiters kam Harald, der das Auto ohne Kommentar verlassen hatte, über den Hof gelaufen. Der Mechaniker nickte, schüttelte den Kopf, während Harald ihm offensichtlich die Problematik erklärte. Am Auto angekommen, nahm er seine Zigarette aus dem Mund, grüßte kurz, zog noch einmal an ihr und trat sie dann auf dem Boden aus. »Wolln' wir ma gucken.« Annette wühlte teilnahmslos in ihrer Handtasche, während der Mechaniker sich an der Gangschaltung zu schaffen machte. »Damit müssn wa auffe Hebebühne und drunter gucken. Datt kann ein paar Stunden dauern. Oder sie nehm' nebenan gleich 'nen neuen mit.« Der Mechaniker lachte, bemerkte aber schnell, dass er mit dem Scherz eine wunde Stelle getroffen hatte. Er schwieg, klärte mit Harald alle weiteren Formalitäten und verschwand pfeifend über den Hof.

»Und jetzt? Ich hab Hunger«, Harald bewegte sich einen Schritt auf Annette zu. »Ich nicht. Ich schau mir ein wenig die Gegend an, da vorne scheint ein Park zu sein.« Einen Moment lang standen beide noch neben dem grünen Golf, den scheinbar niemand mochte außer Harald, dann verließen sie den Hof in die Richtung, in die Annette eben gezeigt hatte. Beide waren mehr als unzufrieden mit der Situation, sowohl was das Auto und die bevorstehende Familienfeier betraf, als auch die miese Stimmung untereinander. Doch da mussten sie jetzt durch, das wussten sie. Harald entdeckte auf der anderen Seite einen Imbiss: ‚Heike's Grill‘, mit falschem Apostroph auf einem bereits vergilbten Schild geschrieben. Genau das Richtige. »Ich hole mir mal was zu essen.« – »Na dann, guten Appetit.« Schon beim Überqueren der Straße konnte Harald die fettigen Pommes riechen und verfluchte in Gedanken die grünen BioBio-Speisen, die Annette ihm in letzter Zeit immer öfter auf-

tischte. Heikes Grill hingegen hatte sich seit einigen Jahrzehnten offensichtlich das Motto ‚Alles muss frittiert werden!‘ auf die Flagge geschrieben. Auf etwa 15 Quadratmetern gab es hier alles, was den Cholesterinspiegel jubeln und die Gardinen vergilben ließ. Hinter der schmalen Theke, in der das Nötigste an Salaten sowie Schnitzel und Frikadellen auslagen, stand eine nicht ganz so schmale, ältere Frau. Vermutlich Heike, die gerade damit beschäftigt war, mit der linken Hand Bratwürstchen auf dem Grill zu drehen und mit der rechten ein Hähnchen in das aufjubelnde Fett zu befördern. »Doppelt oder normal?«, fragte Heike den Baseballkappe tragenden Jugendlichen, während sie seine Schale mit Pommes schon unter den Mayo-Hahn hielt. »Normal.«

Hatte er das gerade wirklich gesagt, fragte sich Harald, während er Heike beobachtete, die den übergroßen Mayo-Hahn wie eine Doppelhub-Pumpe bediente. Geizig war sie jedenfalls nicht. »Einsuffzich!«, zeigte sie mit ihrem üppigen Zeigefinger auf den Jungen, der passend bezahlte und mit Blick auf den Mayo-Berg den Laden verließ. Heike wandte sich wieder dem Hähnchen zu, das offenbar für den älteren Herren im Fett schwamm, der gegenüber der Theke auf einem Barhocker saß. Harald studierte die Karte und stieß auf einen handgeschriebenen Zettel, der einen ›Pferdeklops in Soße‹ anpries. Daneben das Angebot der Woche: ›Schwalbennest – Frikadelle mit Ei‹. Eine Nummer zu heftig, wie Harald befand. Sein Blick wanderte zurück zum Klops. Wenn nicht jetzt, wann dann, dachte er sich und bestellte auf Heikes »Hallo. Bitte?« einen Pferdeklops samt doppelter Pommes mit – und das betonte er absichtlich – normaler Menge Mayo. Mit der doppelten Menge Pommes könnte er der Mayo besser Herr werden, hatte Harald spontan entschieden. Heike hatte verstanden, reagierte routiniert und schnell. Der Klops plumpste aus seiner Dose in eine Schüssel mit Soße, in der er aufgewärmt wurde. Das Fett hatte das Hähnchen gerade wieder hergeben müssen, freute sich dank der neuerlichen Pommes-Bestellung aber auf weitere Arbeit. Harald nahm ebenfalls auf einem Barhocker Platz. Die abgegriffene Bild-Zeitung hetzte mit einer ihrer typischen Schlagzeilen: , :-(Er hat die kleine Nina

gequält!’ Harald blätterte gedankenverloren weiter. »Die ham’ ja wieder eine Scheiße gespielt. Mann, mann, mann, wenn die so weiter machen, könnse den Koller inne Wüste schicken. Der schläft ja ein anner Seitenlinie.« Der Herr auf dem Barhocker sprach mit ihm, realisierte Harald nach einigen Sekunden, als er den Sportteil und den Bericht über das verloren gegangene Heimspiel des VfL Bochum entdeckte. Überschrift: »Steinzeitkoller«, daneben eine Fotomontage, in der Kollers Kopf auf Fred Feuersteins Körper zu sehen war, der die Holzkeule schwang. »Ähm, ja«, Harald stammelte, wusste nicht, was er sagen sollte. Er war nicht gerade bewandert, was Fußball anging, obschon er mit seinem Vater früher einige Spiele von Borussia Dortmund besucht hatte. Das wollte sein Gegenüber, der an seiner Weste einen VfL-Bochum-Pin trug, aber gewiss nicht wissen. Harald erinnerte sich an die Stadionbesuche und an die Ansprüche der Zuschauer, die in Dortmund vermutlich ähnlich waren, wie hier in der Nachbarstadt. »Die solln sich wenigstens den Arsch aufreißen, aber nich mal das kann man mehr erwarten.« Harald traf ins Schwarze und löste die nächste Salve des Westenträgers aus, der sich in seiner Wut auf den Trainer, Marcel Koller, steigerte. »Diese Schweizer Schlaftablette ist einfach nich inner Lage seine Mannschaft zu motivieren. Und von Kampf und Leidenschaft hatter scheinbar auch noch nix gehört.« Der Elan des frustrierten Bochum-Anhängers, der seit 30 Jahren ins Ruhrstadion ging, ließ nicht nach, als er sein Hähnchen serviert bekam. Harald hatte mittlerweile Gefallen an der zwar recht einseitigen, aber unterhaltsamen Konversation gefunden. Er kramte in seinen Erinnerungen und konnte so ein paar floskelhafte Sätze zum Gespräch beitragen. Sein Gegenüber war zufrieden und schien das Thema Koller langsam abgehakt zu haben – für den Moment zumindest. »Doppelt oder normal?«, mischte sich Heike ein, die erneut Position am Mayo-Hahn bezogen hatte. »Doppelt«, hörte sich Harald sagen. Er nahm den Pferdeklops und seine doppelte Pommes, die vor lauter Mayo kaum zu sehen war, selig in Empfang. »Guten Hunger«, wünschte sein Gegenüber, der bereits am zweiten Flügel nagte. »Danke, ebenso«, erwiderte Harald. Sein Klops

schwamm in Sauce und schmeckte ausgezeichnet in Kombination mit den in Schlamm badenden Pommes. »Auch Mittagspause?« – »Ne, bin auf Durchreise. Will mit meiner Freundin zu 'ner Familienfeier in Lünen. Aber die Karre is inne Fritten, steht gegenüber inner Werkstatt.« Harald fand Gefallen daran, Vokale zu verschlucken und Artikel gleich ganz wegzulassen. »Ah so, na hoffentlich kriegense se wieder fit. Wünsche auf jeden Fall ne gute Weiterfahrt und ein feuchtfröhliches Fest. Muss wieder anne Schüppe. Also, allet Gute.« Der ältere Herr schmunzelte, legte seine Serviette auf den Knochenhaufen, verabschiedete sich von Harald und brachte seinen Teller zur Theke, wo er das Geld für sein Hähnchen ablegte. »Heike, machet gut. Bis Montag.«

Harald stocherte in den matschigen Pommes herum und lauschte den nicht gerade appetitlichen Geräuschen. Dieses Gespräch und diese vergilbte Pommesbude machten ihn sentimental. In letzter Zeit hatte er solche Erlebnisse, diese Menschen, wie er sie aus seiner Heimat kannte, vermisst. Das schöne und heile Dorfleben war ihm zu Kopf gestiegen, doch das hatte er nicht wahrhaben wollen, nie mit Annette darüber geredet. Vielleicht war es endlich an der Zeit dieses heikle Thema anzusprechen, zumindest sollten sie erstmal ihren albernen Streit begraben. Vielleicht würde er dann auch über ein neues Auto nachdenken. Harald aß zufrieden auf und stellte anschließend seinen Teller auf die Theke. Heike ließ von den Bratwürsten ab: »Zweineunzich«, sagte der Mund, der zu dem Finger gehörte, der auf Harald zeigte. Er kramte drei Euro aus seinem Portemonnaie, richtete seinen rechten Zeigefinger auf Heike und rief: »Stimmt so! Auf Wiedersehen.« Gut gelaunt trat er auf die Straße und überquerte sie. Er konnte Annette bereits sehen, wie sie Richtung Werkstatt lief. Sie ging langsam, den Kopf leicht gesenkt. Ihre braunen Locken bebten im frischen Frühlingswind, als sie auf- und Harald erblickte. Sie lächelte, streckte ihm ihre Hand entgegen, die er dankend annahm, sie zwischen seinen Händen begrub und ihr in die Augen blickte. Beide kannten diese Momente, dennoch hatte auch dieser nichts an Magie verloren. Der alberne Zwist von vorhin war vergeben und vergessen. Sie würden

darüber reden und lachen. Vorerst erkundigte sich Harald allerdings nach Annettes zurückliegendem Spaziergang. Entgegen seinen Erwartungen hatte ihr der Rundgang durch den Westpark, ein zum Park umgestaltetes altes Industriegelände, nämlich sehr wohl gefallen. War sie sonst auf die grauen Städte des Ruhrgebiets nicht gut zu sprechen, berichtete sie nun begeistert von grünen Wiesen zwischen alten Industriegebäuden, von einer Wasseranlage, verschieden hohen Ebenen, einer wackelnden Brücke, die bei ihr für weiche Knie gesorgt hatte, und von dem Blick auf den Förderturm des Bergbaumuseums. Arm in Arm schlenderten sie Richtung Werkstatt. Auch Harald sang eine Lobeshymne auf die verstrichene halbe Stunde. Auf den Pferdeklops, die Pommes, die Mayo und auf den netten alten Herren, der zur Mittagspause sein Hähnchen gegessen und mit ihm über Fußball philosophiert hatte. Zurück auf dem Hof der Werkstatt, erkundigte sich Harald nach seinem Auto. »Jou, ham wa drunta geguckt. Sieht nich gut aus. Da müssn wir ans Getriebe ran, was austauschen. Datt dauert noch watt«, verzog der Mechaniker sein Gesicht. Harald musste aufstoßen und schmeckte eine Mischung aus Pferdeklops und Mayo im Rachen. Er strahlte: »Kein Problem, wir kommen morgen wieder.« Gemeinsam mit Annette hatte er bereits beschlossen, die blöde Familienfeier sausen zu lassen, um noch ein wenig hier, im Herzen des Ruhrgebiets, zu bleiben, die Nacht im Hotel zu verbringen, am nächsten Tag das Bergbaumuseum zu besuchen und im Westpark Heikes Angebot der Woche zu verspeisen.

Zweifache Ausführung

von Jens E. Gelbhaar

Die schönste Geschichte übers Ruhrgebiet ist uralt und längst erzählt. Sie ist die schönste und wohl auch kürzeste Geschichte übers Ruhrgebiet. Es ist die Geschichte von der goldenen Schraube und sie wird hier wahrscheinlich nicht nacherzählt. Wer sie hören will, muss sich schon den Film »Jede Menge Kohle« ansehen. Darin geschieht allerlei regional Typisches, aber um den Ruhrpott zu verstehen, reicht die Geschichte von der goldenen Schraube im Grunde genommen aus. Es scheint daher sinnvoll, an dieser Stelle eine andere Geschichte zu erzählen, die zunächst deutlich nüchterner anmutet, aber vielleicht den gleichen Zweck erfüllt. Viel länger als die Geschichte von der goldenen Schraube ist sie allerdings auch nicht. Daher sei dies vorangestellt:

Obwohl ich im Ruhrgebiet aufwuchs und immer hier gelebt habe, musste ich 35, 36 werden um zu verstehen, dass ich einer von hier bin. Was längst nicht bedeutet, dass ich hätte sagen können, ich wüsste, wie die hier ticken. Was den Menschen des Ruhrgebiets ausmacht. Ich wuchs bei Oppa auf. Ich bin als Enkel eines sächsischen Binnenschiffers vom Wesel-Datteln-Kanal aus in die Welt gescheucht worden. Vor dem Fenster meines Kinderzimmers tat sich das große Tor der Babcock auf, waren es dreißig, vierzig Minuten mit dem Fahrrad bis zur Zeche Lohberg. In deren Schatten gab es »Ilhans Flammgrill«, wo wir gern Ilhans einzigartige Hähnchen und noch einzigartigere Türkburger aßen. Meine erste Pizza aß ich bei Al Trullo in der Innenstadt von Dinslaken. Meine erste Freundin hatte ich in Duisburg-Marxloh. Mit 16 traf ich meine besten Freunde im Old Daddy oder im Esch-Haus in Duisburg oder besuchte sie in der besetzten Zechensiedlung Ripshorster Straße in Oberhausen. Als Glaserlehrling, später als Malocher, hatte ich Baustellen im gesamten Großraum Duisburg. Als Roadie einer

Band war ich zwischen Hattingen, Elberfeld, Holthausen, Werden, Katernberg und Mengede so ziemlich überall. Ich habe mein Abi auf dem Zweiten Bildungsweg am Oberhausen-Kolleg gemacht, an der Bochumer Ruhr-Uni studiert und mir mein Studium mit Jobs in Mülheim, Essen, Duisburg und Moers finanziert. Auf die Frage nach dem Ruhrgebiet aber hätte ich wahrscheinlich immer geantwortet »Wat is dat?«. Wie er so ist, der Ruhrdeutsche: Wirklich, ich hatte keine Ahnung. Glaubte ich jedenfalls, bis ich – Pi mal Daumen – 40 war. Natürlich habe ich meinen Verwandten in Sachsen bei diesem Thema immer gerne irgendwelche Büdchenanekdoten erzählt, habe ihnen die Welt ins rechte Licht gerückt, wenn sie den Tegtmeier, den sie aus dem Westfernsehen kannten, für meinen Schulkameraden hielten und auch dieses immer gleiche, ausgebeulte Blech nachgequatscht, das sich unter anderem durch die inflationäre Verwurstung des Begriffs »Bodenständigkeit« auszeichnet. Ich hätte jedem, der um Auskunft gebeten hätte, was von Max von der Grün vorgelesen und Grönemeyers »Currywurst«-Song empfohlen, ein Programm der »Missfits«, die Filme Adolf Winkelmanns. Ich hätte sogar jedem Gamsbart erklären können, was »Schalke 04« und »Borussia Dortmund« bedeuten (nämlich besonders dämliche Varianten des Borderline-Syndroms). Ich hätte selbstverständlich was von Fördertürmen, Zechen, Halden und rot glühenden Himmeln erzählt, von Haniel und Dortmunder Union, von Hösch, Thyssen, Krupp und Beitz und Stinnes. Ich hätte vielleicht auch die komplette erste Strophe der Steiger-Hymne hingekriegt, den ganzen Grubenlampenstadl aufgesagt. Aber eine Antwort auf die Frage, was den Ruhrpottmenschen ausmacht, wäre ich trotz allem immer schuldig geblieben.

Vielleicht bin ich ignorant. Vielleicht ein wenig autistisch. Möglicherweise habe ich mir die Fahrscheinentwerfer des VRR besser eingeprägt als meine Nachbarn, haben mich die Ruhrfestspiele in Recklinghausen und der Grimmepreis mehr interessiert als die Sterkrader Fronleichnamskirmes. Oder solch abschreckende Beispiele wie Rösner und Degowski haben mich immer davon abgehalten, auch nur darüber nachzudenken, wie wir hier denn so sind. Und

jetzt verwende ich absichtlich das »wir«, weil mir unlängst alles ein ganz klein wenig klarer geworden ist. Wir sind nämlich, manchmal zumindest, noch schlichter als einige dieser unausrottbaren Klischees von uns. Ich traf einen Freund, der gemeinsam mit mir am Oberhausen-Kolleg das Abi nachgeholt hatte, der Bergmann gewesen und inzwischen Lehrer für Deutsch und Philosophie geworden war. Wir saßen in einem Biergarten im Duisburger Innenhafen und er erzählte mir in epischer Breite von seiner Examensarbeit über das Werk Gottfried Benns. Solch schwere Kost kann schon mal den Bier- und Zigarettenkonsum ankurbeln, und so kam es, dass wir anschließend vor einer unserer klassischen Büdchen standen um Zigaretten tabak zu erstehen. Mein Freund hatte, vielleicht auch angesichts der im Fenster ausgestellten Tittenmagazine, den akademischen Faden verloren, ließ seinen Blick über das Lakritz-, Bonbon- und Schnapangebot wandern und sagte, derweil wir auf Bedienung warteten, auf einmal etwas nachdenklich »... früher hab ich mir ja jedes Buch zwei mal gekauft«. »Wat?«, gab ich zurück, »Wieso dat denn? Einmal für't Scheißhaus und einmal für'n wackelnden Tisch, oder wie?«. Das Fenster des Büdchens öffnete sich, und mein Freund erwiderte: »Nee. Aber so'n Buch wird doch unheimlich dreckich da unten«.

Zugegeben: Die Vielschichtigkeit dieser Antwort mag sich möglicherweise doch nur dem Kenner der Materie erschließen. Mir selbst bereitete sie einen echten »Aha!«-Moment. Und da ich inzwischen weiß, dass sie eben nicht ganz den gleichen Zweck erfüllt wie die Geschichte von der goldenen Schraube, sondern vielmehr deren Gegenstück darstellt, bin ich nun gern bereit, diese doch noch in eigenen Worten wiederzugeben.

Es war einmal ein Mann, der hatte da, wo andere Menschen den Bauchnabel haben, eine goldene Schraube. Jeder, der ihn kannte, bewunderte ihn deshalb. Der Mann aber wollte sein Leben lang wissen, wozu die goldene Schraube mitten auf seinem Bauch da war. Eines Tages holte er tief Luft und fasste Mut: Er nahm sich einen 15er Schlüssel und begann, an der goldenen Schraube zu schrauben. Und er schraubte und schraubte und schraubte und schraubte und schraubte und schraubte ... bis ihm der Arsch abfiel.

Imbiss

Wie die Fritten nach Bochum-Bergen kamen

von Maren Bielarz

Im Frühling des Jahres 1966 kamen die Bagger. Vor, hinter und neben der Bäckerei am Ende unseres Wohnviertels wurde aufgewühlt und ausgeschachtet was das Zeug hielt. Wochenlang konnte man den Laden nur über wechselnde Notstege betreten, und auch das nicht, ohne von zornig rüttelnden Baggerschaufeln und wüstem Hupen aufgescheucht zu werden. Vor den Auslagefenstern türmte sich der Erdaushub. Es staubte, es brüllte. Kunden und Verkäuferinnen versuchten, den Lärm zu übertönen, die einen schrien ihre Wünsche über die Ladentheke, die anderen bestätigten schreiend vermutete Wünsche. Das klang dann ungefähr so:

»Graubrot!« »Wie immer, Frau Lachmann?« »Zum Lachen is' dat man nich'.«

Im Grenzbereich zwischen den Bochumer Stadtgebieten Bergen und Hiltrop entstand eine Neubausiedlung. Streng geschachtelte Häuser mit rechteckigen Aussparungen für die Fenster und winzigen, wabenartigen Vorbauten, die Balkone darstellten. Das Ganze nannte sich »modernes Baukonzept«. Ein frischer Wind sollte durch die architektonische Landschaft wehen. Junge Visionäre wähten Hausfrauen mit blonder Bienenkorbfrisur und Cocktailschürze am Dampfkochtopf, während ihre Männer die Fußballergebnisse im Fernsehen verfolgten und zwei reizende Kinder den Teppichboden bespielten.

Aber erst einmal musste gebaut werden. Mit den Maschinen kamen Kolonnen. Arbeiter mit großen Händen und großem Appetit, die nicht nur mitgebrachte Kniften verdrücken und dazu Kaffee aus der Thermospulle schlucken wollten. Männer, die gutes Geld verdienten und es auch ausgaben.

Eines Tages eröffnete mitten in der sumpfigen Brache neben der Bäckerei ein mobiler Imbissstand, eine Art Wohnwagen mit Auslage. Das war neu. Das kannten wir nicht. Wir kannten nur »Buden«. Bierdunstige, verquartzte Lottobuden, die wir Kinder nicht mochten. Klümpkesbuden, die wir sehr mochten. Aber eine Bude, die Essen verkaufte, das man mit nach Hause nehmen konnte?

Als mein Vater mit einem wild eingewickelten Paket erschien und erklärte, darin befinde sich unser Abendessen, dachte ich, es sei ein Witz. War es aber nicht. Unter dem Papierwust kamen zwei glänzend weiße Schalen zum Vorschein, gefüllt mit heißen, krossen Stäbchen, die verführerisch dufteten.

»Pommes frites«, erläuterte meine Mutter. »Gebackene Kartoffelstäbchen.« Sie war der französischen Sprache mächtig und stolz darauf. »Die kommen aus Frankreich.«

Ich verstand überhaupt nichts. Frankreich lag doch ganz weit weg, oder? Wie war Papa in nur einem Tag hin- und wieder zurückgekommen? Wo er morgens doch auch zur Arbeit gemusst hatte? Und dann wurde Essen immer so schnell kalt, aber die Pommes frites standen nach der langen Reise heiß auf dem Tisch ...

Egal. Neugierig und hungrig setzte ich mich an den Tisch, suchte nach der Gabel, aber es lag keine da. Meine Eltern lachten. Die Gabel stecke schon im Essen. Da erst entdeckte ich den kleinen, gezackten Plastikspieß. Komisch, dieses Frankreich.

Vollends auf den Kopf gestellt wurde mein Weltbild, als meine Eltern später die leeren Schalen nicht auf die Spüle stellten, sondern in den Abfalleimer warfen. Kein Porzellan. Pappe. Unzerbrechlich. Nicht wieder verwendbar. Ex und hopp.

Daran hat man sich gewöhnt. Und *Pommes frites* sagen nur noch Kellner, die so tun, als seien sie Ober. In irgendeiner Systemgastronomie, die so tut, als ob sie ein Gourmettempel sei. Hier im Revier.

schlafenszeit

schlafen wie steine und steinzeit

von Michael Spyra

ich weiß vom hörensagen, von denen die
vergraben lagen, deren väter bergarbeiter
waren, dass aus den gruben, in denen die,
die da förderten, durstig waren, jedem floh
im pelz neideten, den den sie mit sich trugen,
das schlagen ihrer herzen die frequenz, dass
das was sie aus dem mundloch trugen, auch
wenn sie getragen wurden, dass sie von dem
licht, dass das licht sie erschrak, von denen
die sagten: das sei die geschichte von vampiren,
dass sie die freiheit verloren hätten gefunden
zu werden, wenn niemand mehr nach ihnen suche.

Bericht eines Zuwanderers

von Jörg Stanko

Ich kam Anfang der Neunziger, mit einem kleinen Zwischenstopp in Ostwestfalen-Lippe, aus nordhessisch Sibirien nach Bochum. Wir hingen im *Café Treibsand* rum (am Nebentisch saß damals noch Armin Rohde), im *Café Konkret* oder gingen im *Bahnhof Langendreer* abzappeln. Wir hielten uns für Großstädter und hatten Klischees und Flausen im Kopf. Keiner von uns kannte einen Bergmann und niemand von uns hatte Tauben unterm Dach. Unser Ruhrgebiet war eine Metropole, ein Moloch und ein Dorf. Als ich das erste Mal an Weihnachten zu meinen Eltern fahren wollte, war ich nach zwei Stunden immer noch in Castrop. Bei uns zu Hause gab es eine Autobahn, die war zehn Kilometer vom Dorf entfernt, und die führte direkt in die nächste Großstadt, nach Kassel. In Bochum gab es den Ruhrschnellweg und noch mindestens zehn gefühlte weitere Autobahnen, und damit kam ich irgendwie nicht klar.

Mein erster Patient hatte *Pine*. Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach. Der zweiten Patientin tat *de Fott* weh, was ich geflüssentlich überhörte. Das ich mit meiner Interpretation daneben lag, klärte sich erst einige Monate später auf. Ich arbeitete im *Bergmannsheil Bochum* und da gab es sie wirklich, die ehemaligen Kumpels mit den Staublungen, sie waren also kein Mythos und rozteten wie wild in ihre Sputumbecher. Ich versuchte heimisch zu werden, besuchte das Bergbaumuseum und ein Heimspiel des VfL. Einige Monate später trennte ich mich von meiner Freundin und zog in eine Männer-WG nach Essen-Rüttenscheid. Ich pendelte regelmäßig von Essen nach Bochum, man könnte auch sagen, ich verbrachte meine Freizeit mit einer der Lieblingsbeschäftigungen der Einheimischen hier: Ich stand im Stau. Meine Versuche mich als Ruhri zu fühlen schlugen fehl. Es war hässlich hier. Und egal was andere sagten, jede morgendliche Schleichtour über die A 40

bewies es mir aufs Neue: Im Ruhrgebiet konnte man es auf Dauer nicht aushalten. „Ich bin ja eigentlich nicht von hier“, war einer meiner Lieblingsätze.

Das ist jetzt alles gut zwanzig Jahre her. Ich habe mittlerweile einen Sohn gezeugt, drei Stiefmütterchen gepflanzt, eins in den Wahnsinn getrieben und die ein oder andere Frau kennen-, und manchmal auch liebgelernt. (Mein ganz persönlicher Tipp für besonders heiße Bräute: das *Miamamia* auf der *Rü*). Das Ruhrgebiet habe ich nicht gefunden, aber *mein* Ruhrgebiet. Es liegt zwischen den Autobahnen und, um es mal richtig kitschig auszudrücken: Mitten im Herzen und in denen vieler Freunde, Bekannter und anderer Weggefährten. Mitten im Leben und in ihren Geschichten. Bei meinem Freund Dietmar aus Herne zum Beispiel: Der hat nach dem Abi Betonbauer gelernt und mit Mitte Vierzig, trotz langer Arbeitslosigkeit, keine Umschulung mehr bekommen. Er war zu alt um Altenpfleger zu werden. Jetzt bekommt er Hartz IV und kann Goethes Faust auswendig. Oder Helga, die zwei Straßen weiter wohnt, die sich als Kind auf einem Kohledampfer versteckt hat um nach Rotterdam abzuhausen, dann aber entdeckt wurde und dem Kapitän erklärte, sie sei ein blinder Passagier und dürfe nicht über Bord geworfen werden. Mein Nachbar Adolf, ein alter Ostpreuße, der trotz oder gerade wegen seiner Halbseitenlähmung selbst im Winter mit halben Hemdsärmeln nach draußen geht, um mit dem Reggae-Mann aus Nigeria zu plaudern, der bei uns um die Ecke seine Biopizzeria hat. Und dann gibt es da noch die nette ältere Dame aus der Bude, die uns immer die doppelten Paninibilder ihres Enkels mitbringt oder wenn wir mal welche kaufen, uns vier Tütchen für den Preis von dreien lässt. Was sie allesamt verbindet, ist eine stoische Unbeugsamkeit, gepaart mit einer gewissen Gelassenheit und das finde ich toll!

Neulich habe ich in einem Interview gesagt, ich sei Wahl-Holsterhauser, und das ist noch nicht einmal gelogen. Mittlerweile bin ich ein 2/3 Ruhri oder vielleicht besser ein 3/4 Ruhri.

So manche Eigenart des Potts ist mir dann aber doch fremd geblieben: Für mich macht es keinen Unterschied, ob Schalke

gewinnt oder Borussia Dortmund. Das sind doch beides Ruhrgebietsvereine. Mit so einer Haltung bekommt man hier aber höchstens Schläge. Da fragte ich neulich unseren Hausmeister, einen überzeugten Schalker, ob er denn das Pokalspiel der Dortmunder anschauen würde. »Bist du etwa ein Borusse?«, fragte er mich mit einer Miene, die verriet, dass er jetzt endgültig der Meinung war, dass ich von allen guten Geistern verlassen sei. Oder mein Nachbar aus dem dritten Stock. Der ist überzeugter Rot-Weiß-Fan und kann aus seinem Wohnzimmerfenster auf die Schalke-Arena schauen. Mindestens einmal pro Abend steht er auf, schaut raus und sagt: »Scheiß Schalker!«, und raucht dann schnell eine Zigarette um sich wieder zu beruhigen. Ich fahre derweil gelegentlich mit meinem Sohn nach Bochum und wir grölen mit den anderen 31.326 Fans (die Auswärtigen jetzt mal nicht mitgezählt) *Bochum ich komm' aus Dir* von Grönemeyer, und haben dann ein Gänsehautfeeling, obwohl ich mich in einem klaren Moment schon mal frage, warum der eigentlich in London wohnt, obwohl wir doch unabsteigbar sind.

Vor ein paar Tagen war ich mit meinem Sohn auf Schalke-Arena-Besichtigungstour. Wir haben uns zum Beispiel angeschaut, wo die Herren Kuranyi und Asamoah pieseln und dann haben wir noch eine CD mit den Arena Hits gekauft. Auf der Rückfahrt sang mein Sohn gleich mit: »Wir sind das Ruhrgebiet und das Ruhrgebiet bin ich!«, währenddessen habe ich mich wieder verfahren. Die zweite Generation hat es einfach leichter ...

